Opp. 578 (28

87.

Ex

Libris

Josephi Altenbuchner.

1836.

Lorenz v. Westenrieders
sämmtliche Werke.

Erste vollständige Originalausgabe.

Herausgegeben
von
einigen Freunden
der vaterländischen Literatur.

Achtundzwanzigster Band.

Kempten, 1835.
Druck und Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung.

Vbg 163/13

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Kaiser Joseph I.

1705 — 1711.

§. I.

Wenn an einer zweckmäßigen Benutzung eines für den Augenblick vollkommen entscheidenden Sieges gewöhnlich eben so viel, ja oft ungleich mehr noch gelegen ist, als an dem Siege selbst, so konnte für das Erzhaus Oesterreich kein glücklicherer Umstand eintreten, als daß der verstorbene Kaiser Leopold seinen erstgebornen Sohn, einen Prinzen, in welchem sich alle Eigenschaften sowohl eines großen Feldherrn, als eines richtig sehenden Staatsmannes vereinigten, zum unmittelbaren Nachfolger hatte. Joseph, als Kaiser dieses Namens der Erste, ein in allen den Dingen, welche einem großen Regenten unentbehrlich sind, gründlich unterrichteter, für alles Große und

Gute empfänglicher und gebildeter Herr (ein oberpfälzischer Edelmann und Geistlicher, Franz Ferd. v. Rummel war sein Lehrmeister) verband mit einem reifen Verstande eine rasche und feste Gemüthsart, bei welcher er, nachdem er die Meinungen seiner Minister gehört hatte, nach einem kurzen Ueberblick der Umstände, mit einem kräftigen Ernst stets selbst entschied, das Entschiedene mit Entschlossenheit und Zuversicht ausführte, und anstatt (nach der eigenen Weise seines Vaters, der in seinen Lagen nicht weniger klug handelte, und der durch seine zaudernde Bedächtlichkeit manche Gefahren entfernte) den gegen ihn gerichteten Ungewittern auszuweichen, den Ungewittern mit stolzem Trotz entgegen eilte, und dabei den Beistand des Glückes, welches dem beherzten Manne hold zu seyn pflegt, zuversichtlich erwartete. Joseph war den 26. Juli 1678 zu Wien geboren, den 9. Dec. 1687 zum König von Ungarn, dann 1690 zu Augsburg zum römischen Könige gekrönt worden. Er hatte bereits eine reife Einsicht und Geschicklichkeit im Kriegswesen gezeigt, indem er 1702 die Anführung der Reichsarmee übernommen, die elsassische Festung Landau erobert, und eben diese Stadt, nachdem sie im Jahre 1703 von den Franzosen überrumpelt worden war, im Jahre 1704 neuerdings be-

lagert, und den 23. Nov. dieses Jahres wieder erobert hatte.

Kaiser Joseph hatte von seinem Vater eine Menge Kriege geerbt. Seine Heere, so wie die Truppen der Verbündeten, standen in Italien, in Spanien, in den Niederlanden, und am Rhein, und hatten überall einen gleich harten, höchst wichtigen Stand. Es galt nichts Geringerers, als die Herrschaft dieser Länder, und eine einzige erschöpfende Niederlage konnte die Hoffnung dazu zernichten. Dazu kam noch der überaus lästige Krieg in Ungarn, welcher eine eigene zahlreiche Armee erforderte, deren Unterhalt durch den Umstand, daß die Feinde in dem Besitze der ungarischen Bergstädte und der reichen Gold- und Silberbergwerke waren, unsäglich erschwert, und deren unaufhörlich zu wiederholende Ergänzung eine außerordentliche Erschwerung der übrigen Kriege wurde. Die österreichische Hausmacht bestand (nach Rink im Leben Leopolds) im J. 1705 in 35,000 Mann zu Pferd, und 97,244 Mann zu Fuß, deren Bewaffnung und Verpflegung einen ununterbrochenen Zufluß von Geldsummen voraussetzte, in deren Betracht ein, wiewohl höchst beträchtlicher, Beitrag von Kirchensilber, zu welchem man (gemäß der in solchen Lagen herkömmlichen Beispiele) seine Zuflucht nahm, nur eine kurze Zeit auslangen konnte, die un-

geheuren Lasten auch nur der unerläßlichsten Ausgaben zu bestreiten.

Der neue Kaiser bestrebte sich vor allen Dingen, seinen Rücken sich frei zu machen, und in solcher Absicht nichts unversucht zu lassen, was dazu dienen könnte, in Ungarn, und zumal in Bayern, einen ruhigen und sichern Zustand der Dinge für sich zu bewirken. In Ungarn machte er den Mißvergnügten unverzüglich, und mit der besten Art, solche Versprechungen und Anerbietungen, von welchen er gar nicht zweifelte, daß sie auch die unversöhnlichsten seiner Feinde rühren, und daß sie ihnen ein vollkommenes Vertrauen zu seiner Aufrichtigkeit, und zu seinem Wohlwollen für sie, einflößen würden. Da er wußte, daß sie wider die Jesuiten, als welche sie für die rastlosesten Gegner protestantischer Religionsbekenntnisse hielten, einen an Wuth und Raserei grenzenden Haß nährten, und daß sie jede Gelegenheit, den Jesuiten einigen Abbruch zu thun, begierigst ergriffen; so stellte er ihnen, um seinen weitern Vorstellungen eine geeignete Aufnahme zu verschaffen, eine feierliche Zusage aus, daß er die Jesuiten auf der Stelle vermögen würde, alle jene Güter, welche sie seit dem J. 1655 gekauft, oder sonst sich erworben hätten, herauszugeben; ja er ließ sich so weit herab, daß er sogar von seinem

Hofe einige Staatsdiener, welche im Rufe einer besondern Achtung und Zuneigung für die Jesuiten standen, entfernte. Was die Freiheiten der Ungarn, wegen deren Schmälerung sie zu den Waffen gegriffen hatten, betraf; so erschöpfte er alles, was dazu geeignet war, sie auf das vollkommenste zu beruhigen; er wollte nicht nur sogleich einen allgemeinen Reichstag, auf welchem ein jeder seine Beschwerden sollte vorbringen können, versammeln, sonderu er versprach eine allgemeine Versammlung künftig alle drei Jahre, ja noch öfter, wenn es Umstände erfordern sollten, berufen, und ihren gerechten Wünschen mit der unumschränktesten Bereitwilligkeit zuvorkommen zu wollen. „Es verstehe sich ohnehin, setzte er hinzu, daß alles Vergangene vergessen seyn, und daß Niemand, er sey von Adel oder dem gemeinen Volk, zu irgend einer Verantwortung gezogen werden sollte. Unendlich schmerzlich würde es übrigens seinem Herzen fallen, wenn wider alle bessere gegründete Erwartung seine Güte verschmäht, und er widerwilligst gezwungen werden sollte, die Ruhe des Königreichs durch solche Mittel, an welche er nicht ohne Kummer denken könnte, herzustellen." Diese schönen Einleitungen führten zu nichts. Der Fürst Ragoczy, Franz Leopold, schloß aus der zuvorkommenden Herablassung

des Kaisers, dessen unternehmenden und festen Geist er wohl kannte, auf die Größe seiner Verlegenheit, und machte, nachdem er erst die Magnaten des Reichs versammelt und ihnen seine Gesinnungen eingeflößt hatte, solche Friedensbedingnisse, welche man zu machen pflegt, wenn man durchaus keinen Frieden wünscht, oder wenn man mit Einem Male größere Vortheile, als man durch einen vollkommenen entscheidenden Sieg zu erwarten berechtigt seyn konnte, erhalten will. „Alle Beschwerden der ungarischen Stände und Unterthanen sollten abgethan, alle gegentheiligen Verordnungen sollten zernichtet, die uralten Rechte und Freiheiten des Königreiches sollten hergestellt, die Jesuiten sollten nicht bloß in Schranken gehalten, sondern sogleich auf ewig aus ganz Ungarn verbannt, alle fremde Truppen sollten auf immer abgerufen, und alle Aemter, dann alle geistliche und weltliche Würden sollten, wenn nicht selbst ein Reichstag mit einem besonders verdienten Manne eine Ausnahme machen würde, schlechterdings nur mit Eingebornen besetzt werden.“ Die Stände beschworen, und zwar auch im Namen der Abwesenden, diese und die übrigen Artikel, und erklärten diejenigen, welche einen derselben verletzen, und welche mit dem Kaiser sich in eine Verbindung einlassen würden, für Landesverrä=

ther. Auch die Vermittlungen der Bundesgenossen des Kaisers, der Engländer und Holländer, welche mit Unmuth auf einen Krieg, der dem Kaiser in seinen Umständen unbeschreiblich lästig fiel, sahen, blieben ohne Erfolg. Die Feindseligkeiten, deren Geschichte und Beendigung wir an seinem Orte vernehmen werden, wurden mit der größten Erbitterung fortgesetzt.

Was Bayern betrifft, so muß man sich, um sich das im höchsten Grade harte Benehmen des Kaisers Joseph I. mit diesem Land, und mit dessen Fürsten, erklären zu können, an die Verhältnisse und an den Zusammenhang einiger Erscheinungen, welche damals das Verfahren des Erzhauses Oesterreich leiteten, erinnern. Wir haben gehört, daß dem französischen Hofe als ewiger Grundsatz vorgeschlagen wurde, das Erzhaus Oesterreich bei allen Gelegenheiten zu entkräften; wobei der Minister Richelieu, welcher jenen Grundsatz festsetzte, den König Ludwig den XIV. noch überdieß auf das nachdrücklichste bat, „seinen Geist doch immer mehr und mehr wider Gewissensängstlichkeiten zu stärken, und sich damit zu beruhigen, daß Se. Majestät vor Gott niemals einige Verantwortung haben können, wenn Allerhöchstdieselbe die Vorschläge ihrer Staatsräthe befolgten.“ (Testam. polit. T. I.

p. 212.) Wir haben vernommen, daß eben jener König seine Absichten auf die spanischen Niederlande, auf Lothringen und Elsaß gerichtet, und diese Absichten wirklich auszuführen gesucht; daß er eigene sogenannte Reunionskammern eingeführt, und daß er unaufhörliche Ursachen gegeben habe, fürchten zu lassen, daß er, wenn er könnte, geneigt seyn würde, nicht nur das Erzhaus Oesterreich, sondern alle Kur= und Reichsfürsten sich unterthänig zu machen. Schon bei der Kaiserwahl Leopolds suchte Ludwig XIV. deutscher Kaiser zu werden, (Pfeffel im J. 1658) und daher war es im Jahre 1690, da Joseph I., wiewohl erst ein zwölfjähriger Prinz, in Augsburg zum römischen König gewählt wurde, ein Hauptbeweggrund des Kaisers Leopold I., diese Wahl vornehmen zu lassen; weil, wie dieser Monarch versicherte, König Ludwig XIV. sich alle Mühe gebe, die Kaiserkrone auf das Haupt des Dauphin, seines Sohnes, zu bringen. Man fieng jetzt an nachzudenken, ob nicht die bis zur Uebersättigung wiederholten, den österreichischen Kaisern gemachten Vorwürfe und Bezüchtigungen, daß sie nach einer sogenannten Universalmonarchie, und mithin nach der Unterdrückung der reichsständischen Freiheit strebten, eine übertriebene Beschuldigung, und eine schlaue Erfindung des französischen Hofes seyn

möchten, welcher die Absicht zum Grunde läge, die deutschen Fürsten von dem deutschen Reichs=oberhaupte zu trennen, mithin jene Fürsten in eine Schwäche, bei welcher sie, einer nach dem andern, verschlungen werden könnten, zu versetzen. Man dürfte wohl auch manchmal geahnet haben, daß eine Zeit kommen könnte, wo man zu spät bereuen würde, über eine sich selbst so ganz begreiflich darstellende Sache nicht eher nachgedacht, und (im vollen Vertrauen und Einverständniß mit dem Reichs=oberhaupte) mit zweckmäßigen Maßregeln vorgebaut zu haben. Man hatte auch geglaubt, daß, gleichwie man einst den Rudolph von Habsburg, hauptsächlich aus der Ursache zum Kaiser gewählt hatte, weil er keine dergestalt überwiegende Hausmacht, bei welcher er den Reichsfürsten gefährlich hätte werden können, besaß, man jetzt die Erzherzoge von Oesterreich gerade aus der Absicht zu Kaisern wählen, und an sie sich anschließen müßte, weil bei ihrer Rechtlichkeit ihre Hausmacht nicht zu fürchten, und weil diese ihre Macht, wenn sie zumal von ihnen, den Reichsfürsten, unterstützt würde, hinlänglich wäre, die Sicherheit der Reichsfürsten wider alle auswärtigen Feinde zu beschützen. Man hatte sich erinnert, daß der französische Hof mehr als einmal die Türken wider Oesterreich verhetzet, und daß dieser

Hof eben jetzt die Ungarn verhetzt habe. Zu gleicher Zeit hatte man sich unzählige Aeußerungen und Reden französischer Prinzen und Generale mitgetheilt, welche, nebst einem empörenden Hochmuth, und der bittersten Verachtung deutscher Fürsten, zu erkennen gaben, daß sie die deutschen Länder als ihre Beute betrachten würden; und mit einem Worte, die Ansicht des spanischen Krieges hatte eine ganz andere Gestalt angenommen, so daß eben dieselben deutschen Reichskreise, welche jenen Krieg anfangs für eine bloße Privat- und Haussache der Erzherzoge von Oesterreich gehalten, und den Entschluß, keinen Antheil zu nehmen, gefaßt hatten, jetzt feierlich erklärten, daß es bei dem spanischen Kriege nicht bloß um den Nutzen von Oesterreich, sondern um ganz Deutschland zu thun, daß demnach Frankreich für einen Reichsfeind zu halten, und daß jeder, der wider den Kaiser oder einen deutschen Reichsstand sich vergreifen, und die Absichten Frankreichs befördern würde, ein Feind des Vaterlandes sey. Nach allen diesen Betrachtungen und Vorgängen kann man sich leicht denken, wie unaussprechlich der Kaiser und das Reich gerührt worden seyen, sehen zu müssen, daß gerade der wichtigste der deutschen Stände, der Kurfürst Maximilian Emanuel von Bayern, sich beigehen lassen, den erklärten Reichs-

feind in das Herz von Deutschland zu führen; erfahren zu müssen, daß die dringendsten Vorstellungen, verbunden mit den großmüthigsten Anerbietungen, welche jenem Fürsten noch in dem entscheidendsten Augenblick gemacht wurden, nicht mehr vermocht haben, ihn zu einem bessern Entschlusse zu bewegen, und ihn von seinen wahren Vortheilen zu überzeugen. Der Kaiser Joseph I. nannte seine Beharrlichkeit eine Verblendung, welche nie ihres gleichen gehabt hätte, und welche die Folge haben müßte, jenem Kurfürsten sein Stammland, und im widrigen Falle noch überdieß sich selbst und sein ganzes Haus zu Grunde zu richten.

So lange der überaus rechtliche und milde Kaiser Leopold noch lebte, gieng es noch immer erträglich, oder wenigstens ganz begreiflich; denn wenn gleich dieser Kaiser, wie wir hörten, das Land Bayern, dessen „dermaligen einzigen rechtmäßigen Herrn" er sich zu nennen befugt glaubte, eingezogen, und Verfügungen, welche mit einer solchen Erklärung verbunden waren, anbefohlen oder genehmigt hatte, so hatte er gleichwohl für das uralte und höchst berühmte Haus Bayern so viele Achtung oder Schonung beobachtet, und eine gänzliche Zernichtung desselben so gar nicht in seine Plane gelegt, daß er vielmehr seinem Sohne und da-

maligen römischen König, Joseph, welcher Landau im Elsaß belagerte, die Befugniß ertheilte, mit der Kurfürstinn von Bayern, Theresia Kunigunda, einen (den 17. Nov. 1704 im Hauptquartier zu Ilbesheim vor Landau abgeschlossenen) Vertrag zu errichten, vermöge dessen zwar alle Festungen von Bayern mit ihren Kriegsvorräthen ausgeliefert, das ganze Rentamt München aber, mit dessen Jurisdiktion und Einkünften, nebst allen in der Stadt befindlichen Schätzen, Alterthümern ꝛc. (nur die Vorräthe im Zeughause zu München, und die Magazine, ferner die Kommandantenstellen in Ingolstadt, Rain und Wemdingen ausgenommen) Ihr verbleiben, und vermöge dessen sogar den bayerischen Landständen alle ihre Freiheiten zugestanden seyn sollten. Auch behandelte man die in einigen bayerischen Festungen und andern haltbaren Orten zurückgelassenen bayerischen Besatzungen, ungeachtet sich einige, auch noch nach dem eben genannten Vertrag, sehr ernsthaft zur Wehre setzten, bei der Uebergabe noch sehr glimpflich, und die bayerischen Truppen wurden nicht nur nicht gezwungen, österreichische Dienste zu nehmen, sondern man erlaubte ihnen noch überdieß gewöhnlich, sich nach ihrer Heimath zu begeben, oder dem Kurfürsten nachzuziehen; und als nach der Einnahme von Landau der größte

Theil der kaiserlichen Belagerungsvölker nach Bayern ins Winterquartier zog, erließ der Prinz Eugen, welcher sie anführte, über die Verpflegung derselben solche Befehle, welche anzuzeigen schienen, daß er die Absicht gehabt habe, das bayerische Volk, so viel möglich, zu schonen; allein nachdem man von Seite Oesterreichs schon einmal die Vorstellung sich festgesetzt hatte, daß der Regent von Bayern die unmittelbare Absicht habe, nicht nur das Erzhaus Oesterreich zu stürzen, sondern selbst die Verfassung des deutschen Reiches zu untergraben (es blieb nämlich nicht verborgen, daß jener Regent mit der Errichtung eines Königreiches aus schwäbischen und fränkischen Landen für sein Haus von dem französischen Hofe sich habe schmeicheln lassen *), so kann man sich leicht denken, wie wenig es mit jener Schonung den österreichischen Truppen ein Ernst gewesen seyn möge; ja man kann sich jetzt sogar die Möglichkeit erklären, wie der Kaiser Joseph I. in der Absicht, demjenigen Fürsten, von welchem er glaubte, daß er den Untergang seines Hauses beabsichtige, zuvorzukommen, und ihn für sich und sein Haus unschädlich zu machen, habe verleitet

---

*) Finsterwald IV. S. 2360.

werden können, wider diesen Fürsten und sein Haus Urtheile zu fällen, und solche Handlungen, welche nicht nur äußerst hart, sondern welche noch überdieß (bei der gegründeten Voraussetzung, daß Verfügungen mit Reichsfürsten und Reichsländern nur mit Bewilligung sämmtlicher Reichsstände gültig seyn konnten) mit den Reichsgesetzen nicht vereinbar waren, willkührlich vorzunehmen.

Der Kaiser wollte vor allen Dingen die Herren und Freunde, welche den entscheidenden Sieg bei Höchstädt hatten miterfechten helfen, oder sonst Verdienste hatten, belohnen, und that dieß mit bayerischen Ländereien. Der Herzog Marlborough bekam die Herrschaft Mindelheim, welche zu einem Fürstenthume erhoben, der neue Fürst aber den 22. Nov. 1705 in den Reichsfürstenrath mit Sitz und Stimme eingeführt wurde. Die Stadt Donauwörth wurde wieder für reichsunmittelbar erklärt. Die Reichsstadt Nürnberg erhielt den Ort Rothenberg nebst Zugehör. Dem Herzog Eberhard Ludwig von Würtemberg ward der bayerische Antheil an der Grafschaft Wiesensteig zugetheilt. Die Landgrafschaft Leuchtenberg in der Oberpfalz wurde dem neuen Fürsten Leopold Mathias von Lamberg zu Lehen gegeben, und er den 10. Mai 1705 ebenfalls mit Sitz und Stimme auf dem Reichs-

tag zu Regensburg eingeführt. Dem Grafen Friedrich Karl von Schönborn, damaligen Reichsvizekanzler, wurde die Stadt Dietfurt und der Markt Riedenburg als reichsunmittelbare Herrschaften eingeräumt. Der Graf Maximilian Karl von Löwenstein, kaiserlicher Landverweser in Bayern, wurde mit Maurkirchen, nebst dem großen Landgericht, ferner mit dem sogenannten Wildhackerforst, und den vornehmsten burghausischen Kastenunterthanen erfreut. Dem kaiserlichen Kammerpräsidenten, Grafen von Starenberg, wurden die Märkte Uttendorf und Mattigkofen mit dem Gerichte und Bräuhause; dem damaligen kaiserlichen Obersthofkanzler aber, Freiherrn von Seiler, die Gerichte Friedburg und Wildshut, dann das Kastenamt, als reichsunmittelbare Herrschaften, zu Theil. Die bayerische Herrschaft Wertingen, mit der Stadt dieses Namens, im sogenannten schwäbischen Rieß, wurde von Bayern abgerissen, und mit der österreichischen Markgrafschaft Burgau vereinigt. Diese, und noch gar viele andere *), in der Folge vorgenommenen Zersplitterungen von Bayern, wur-

*) Leben des Kaisers Joseph, Th. 2. S. 464. Falkenstein S. 814. — Finsterwald IV. S. 2420.

den, ungeachtet der dringendsten Vorstellungen der bayerischen Landstände, deren Verfassungen und Freiheiten man versprochen hatte, niemals verletzen zu wollen, von Zeit zu Zeit fortgesetzt, und man kann sich vorstellen, welche tiefe Wunden dieß in den Herzen der auf das Uralterthum und auf die Unverletzbarkeit ihrer Nation höchst stolzen Bayern geschlagen, und wie geneigt sie ein solches Verfahren gemacht haben müsse, sich selbst zu helfen, und helfen zu lassen. Auch konnte bei ihrer geraden und nachdrücklichen Gemüthsart ihre allgemeine Stimmung nicht so verheimlichet und dem K. Joseph **I.** nicht so gleichgültig bleiben, daß er nicht mit allem Ernst hätte bedacht seyn sollen, wider alle bedenkliche Fälle, von denen sich immer einer aus dem andern entwickelte, verfängliche, und in seinem Zweck gelegene Maßregeln zu ergreifen.

Man wollte bei einem kurfürstlichen Kammerrath, dem Freiherrn von Lier, welcher die Erlaubniß erhalten hatte, sich zu seinem Herrn, dem Kurfürsten, nach Brabant zu begeben, Briefe gefunden haben, worin zu ersehen gewesen seyn soll, daß man nichts Geringers im Sinne habe, als über die Oesterreicher zu einer Zeit, da nach dem Winter der größte Theil ihrer Truppen nach Ungarn und Italien fortgewandert seyn würde, herzufallen, und

sich allenthalben wieder in den Besitz und in die Regierung des Landes zu setzen. Wie dieß sich auch verhalten haben mag, so ergriff man österreichischer Seits unverzüglich solche Maßregeln, welche jedes widrige Vorhaben vereiteln mußten. Man versicherte sich des Freiherrn von Lier und vieler anderer Personen von Bedeutung. Die österreichischen Truppen, welche bereits auf dem Marsche nach ihren entfernten Posten waren, mußten in Eilmärschen nach Bayern zurückkehren, und die Aufträge, welche sie erhalten würden, vollziehen. Schon gleich den 16. May 1705 zog der kaiserliche General, Graf von Gronsfeld, in München ein, nachdem die Kurfürstinn den Einfall gehabt hatte, diese ihr eingeräumte Residenzstadt mitten im Winter, den 16ten Hornung nämlich, zu verlassen, und sich zu ihrer Mutter nach Venedig zu begeben. Fünftausend Mann blieben als Besatzung in der Hauptstadt; das übrige Heer wurde im Lande dahin, wo man das Schlimmste fürchten zu müssen glaubte, verlegt. Die Kurfürstinn hatte bei ihrer Abreise ihre Kinder, sieben Prinzen, a) Karl Albrecht, geboren zu Brüssel 1697. b) Philipp Moriz, geb. zu Brüssel 1698. c) Ferdinand Maria geb. zu Brüssel 1699. d) Clemens August, geb. zu Brüssel 1700. e) Aloysius Johann, geb. zu Mün-

chen 1702. f) Johann Theodor, geb. zu München 1703. g) Max. Emanuel, geb. zu München den 21. Dec. 1704; und eine Prinzessinn, Maria Anna Karolina, geb. zu Brüssel 1696, in München zurückgelassen. Kaiser Joseph I. hielt es für wohlgethan, sich der vier ersten Söhne zu bemächtigen; er ließ sie im Sommer 1705 (die kleinern drei nebst der Prinzessinn wurden der kurfürstlichen Oberhofmeisterinn, Fräulein von Weichs, anvertraut) nach Klagenfurt in Kärnthen abführen, und als Grafen von Wittelsbach, zwar gar nicht üppig, aber indem sie in der Religion und im wissenschaftlichen Fache gründlich unterrichtet wurden, sehr wohl erziehen. Zu gleicher Zeit, da er diesen Schritt ausgeführt hatte, befahl er, das Land zu entwaffnen, und aus allen Zeughäusern allen Kriegsvorrath nach Oesterreich zu führen. Dahin wurden auch die ersten Kostbarkeiten aus der Residenz zu München gebracht. Die Festungswerke der Residenzstadt, zumal diejenigen, welche seit 1701 errichtet worden waren, wurden der Erde gleich gemacht. Nunmehr wurden auch die Quartiere überall höchst drückend, und die Zügellosigkeit der österreichischen Truppen stieg bis zur Empörung. Die Bezahlungen, welche allen Klassen der Nation auferlegt wurden, wurden erschöpfend und unerschwinglich; welches man schon

daraus schließen mag, daß man noch bei Lebzeiten des Kaisers Leopold dem Prinzen Eugen, welcher wegen der schlechten Verpflegung der ihm übergebenen Truppen nicht mehr hatte dienen wollen, die Versicherung ausstellte, ihm zwei Millionen Gulden, welche aus den Schatzungen, die man aus Bayern gezogen hatte, genommen werden sollten, anzuweisen. Die Bezahlungen wurden durch militärische Gewalt erpreßt, und man kann sich leicht vorstellen, welche Mißhandlungen an den geldarmen Leuten verübt worden seyn werden. Der Kaiser erhielt von allen Seiten die dringendsten Beschwerden und Bitten um Abhilfe, und er unterließ zwar nicht, eigene Abgeordnete, welche wenigstens den lautesten Klagen auf den Grund sehen sollten, nach Bayern zu schicken; allein die Unordnungen waren bereits zu verwickelt und zu allgemein geworden, um allenthalben, auf eine befriedigende Art, geheilt werden zu können. Die Bestürzung der Vornehmen und Gemeinen war unbeschreiblich, und das ganze Land ertönte von einem Wehklagen, das der Verzweiflung vorhergeht. Nun ließ vollends im Augustmonat der kaiserliche Landesverweser, Graf von Löwenstein, eine Verordnung zum Vorschein kommen, vermöge welcher alle junge Bursche in Bayern vom 18ten bis zum 35sten Jahre den 25sten

des eben genannten Monats an bestimmten Plätzen sich einfinden sollten; wo dann 12,000 derselben ausgeschieden, und dann nach Ungarn oder Italien geschickt werden sollten. Diese unerwartete und auch wirklich ganz unschickliche Verordnung entwickelte den Keim der Folgen, welche, nach dem natürlichen Gang der Dinge, zu erwarten waren. Der Befehl, die Waffen zu ergreifen, enthielt im Grunde die Zumuthung, die Waffen wider den eigenen Landesherrn zu führen, eine Zumuthung fürwahr, von welcher man voraussehen konnte, daß sie jedem Bayern ein Gräuel seyn werde. Da die jungen Leute nicht erschienen, durchsuchte man die Häuser; mißhandelte man die Eltern, und zerstörte und plünderte. Viele junge Leute hatten sich in die Klöster und Kirchen geflüchtet. Man riß sie heraus, und warf sie in Gefängnisse. Alles lief den Wäldern und abgelegenen Schluchten zu; allein man versperrte ihnen bald die Auswege, und der Hunger zwang sie, sich denjenigen wieder zu nähern, vor denen sie sich verborgen hatten; aber Tausende der jungen Leute blieben beisammen und munterten sich einander auf, sich zu wehren, und ein Wagestück zu unternehmen, welches in der Geschichte von der Art ist, daß es, wenn es, wie den Schweizern geschah, gelingt, von denen, für welche man

es wagt, eine Heldensache genannt, und mit Ehrensachen und mit Münzen verewigt, von denen aber, wider welche es gilt, für eine Verrätherei, Aufruhr und Majestätsverbrechen erklärt, und (wenn es mißlingt) mit dem Schwert, Rad und Galgen vergolten wird. Da nun jetzt im bayerischen Falle das Schicksal, welches den Unternehmern bevorstand, leicht voraus zu sehen war, so nahmen nicht nur besonnene Leute keinen Theil daran, sondern selbst die bayerischen Landstände gaben sich alle erdenkliche Mühe, das Zusammenlaufen der jungen Leute zu verhindern, und sie durch vernünftige Vorstellungen zur Ruhe und Ordnung zurückzuführen; allein schon selbst der Anblick ihrer Menge (im November 1705 kamen ihrer von der Gegend von Vilsbiburg bis Vilshofen nicht weniger als 24,000 zusammen) machte ihnen Muth, bei welchem sie nicht mehr wahrnahmen, daß eine in der höchsten Eilfertigkeit zusammengeraffte, ganz ungleich bewaffnete, in Waffen ganz und gar nicht geübte, mit der nöthigen Kriegszucht durchaus unbekannte, von unzuverlässigen Führern geleitete, aus Mangel an hinlänglichen Lebensmitteln schon gleich im ersten Augenblick zur Beraubung und Mißhandlung ihrer eigenen Landsleute genöthigte Schaar wider ordentliche, ihres Handwerks wohl kundige und

daran gewöhnte Truppen nichts ausrichten, und daß sie, nachdem sie noch überdieß nicht in Gebirgen und engen Klüften, wo oft Wenige gegen Viele Vieles vermögen, sondern in einem offenen, ebenen Land mit ihren Gegnern sich würden messen müssen, von allen Seiten, und zwar ohne allen Nutzen für ihren Fürsten und für ihr Vaterland, ja vielmehr zum höchsten Nachtheil von beiden, gemezelt werden würden. Zur Zeit ihres ersten Dahinstürmens gelang es ihnen durch List und Ueberlegenheit, verschiedener Städte, z. B. Burghausen, Braunau, Vilshofen u. a. sich zu bemächtigen, die kleinen Besatzungen der Kaiserlichen zu verjagen, oder zu Gefangenen zu machen, und diese nichts entscheidenden Vortheile brachten sie auf den Entschluß, eine Unternehmung vom ersten Belang auszuführen, nämlich der Residenzstadt München sich zu bemächtigen. Damit ihr Vorhaben nicht sogleich entdeckt und vereitelt werden möchte, zogen sie auf verschiedenen Wegen, und in mäßigen Abtheilungen nach jener Stadt, wo sie, gemäß ihrer Verabredung, in der Nacht vor dem Christtag zusammentreffen wollten; allein so geheim sie ihr Vorhaben angelegt zu haben glaubten, so wurde dieß gleichwohl den Oesterreichern verrathen; so daß ein in der Stadt Wasserburg gestandener General der Reiterei,

Kriechbaum, unverzüglich nach München eilte, um sich mit der Besatzung dieser Stadt, welche der Oberst Wend anführte, zu vereinigen. Auch vereitelten ausgetretene Flüsse das verabredete Zusammentreffen der Bauern, und nur 4000, welche von den Gebirgen herzogen, trafen richtig ein, und besetzten, weil sie der zusammengezogenen Oesterreicher sogleich gewahr wurden, aus Furcht, eingeschlossen oder abgeschnitten zu werden, bei einem nicht weit von München gelegenen Dorfe, Sendling, eine Anhöhe, auf welcher sie den andern Morgen, nämlich am Christtag den 25. Dec. 1705, von den Oesterreichern angegriffen, bei 2000 niedergemacht, und bei 800 Verwundete nach der Stadt geschleppt wurden, wo sie vor den Häusern auf den öffentlichen Straßen größtentheils ihren Geist aufgaben. Nun suchten die Oesterreicher mit den zerstreuten Korps der Bauern überall handgemein zu werden, und den 6. Jänner des neuen Jahres 1706 griff der General Kriechbaum unweit des zwei Stunden von der Stadt Vilshofen gelegenen Marktes Aidenbach ein Heer, das bei 10,000 Mann gezählt haben soll, an, tödtete ihrer einige Tausende, und zerstreute die Uebrigen. Häufige und gräßliche Hinrichtungen der Hauptanführer, derer man habhaft geworden war, machten dem Trauerspiel ein Ende. Die Aus-

hebungen in Bayern, welche die österreichischen Generäle fortsetzten, wurden jetzt zufahrender, und die Quartiere drückender, bis endlich ein Zustand sich einstellte, bei welchem der kaiserliche Landesverweser Max Karl Graf von Löwenstein auf sein (von Andrä Wolf gezeichnetes, und von J. Spätt in Kupfer gestochenes) Porträt setzen zu können glaubte: „timeri satis est."

Als dieß eintraf, befand sich das Land Bayern bereits in einem Zustande, bei welchem an die Gefahren eines Aufstandes nicht mehr zu denken war. Die junge inländische Mannschaft war entfernt, oder gänzlich entwaffnet, und das Land überhaupt war in eine Verfassung versetzt worden, bei welcher eine ruhige Ergebung das klügste Benehmen, an das man sich halten konnte, geblieben war. Der Kurfürst, Max. Emanuel von Bayern, (mit seiner ganzen Nachkommenschaft) war damals als Reichsfürst nicht mehr. Der Umstand, daß der Krieg wider die Franzosen für einen Reichskrieg erklärt worden war, wurde von den Feinden, welche jener Kurfürst in Deutschland zurück ließ, auf das thätigste benutzt. Der Kurfürst von Mainz, Lothar von Schönborn, hatte noch bei Lebzeiten des Kaisers Leopold, und schon im Anfange des J. 1705 eine ihm schriftlich zugekommene Anfrage, ob

mit den beiden Kurfürsten von Bayern und Köln nach der Strenge der Reichsgesetze verfahren werden sollte, dem Collegium der Kurfürsten zur Berathschlagung vorgelegt, und den 27. Nov. 1705 folgte ihre Erklärung und Einwilligung, daß nach jenen Gesetzen, welche die Reichsacht verhängen, verfahren werden könne. Höchst unglücklicher Weise ereignete sich zu eben dieser Zeit der eben erzählte Aufstand der Bauern, und da man am kaiserlichen Hofe Beweise erhalten zu haben glaubte, daß der Kurfürst von Bayern die Unternehmungen seiner Unterthanen begünstige, (Memoires de Lambert T. IV. pag. 41.) und daß es schlechterdings kein Mittel weiter gebe, denselben von seiner Verbindung mit Frankreich, mithin, was man für Eines hielt, von seinem Vorhaben, nicht nur das Erzhaus Oesterreich, sondern ganz Deutschland zu unterdrücken, abzuziehen, so entschied jetzt der äusserst gereizte Kaiser Joseph, daß der Vollzug der Reichsacht vor sich gehen sollte. Dieß geschah dann auch den 29. April 1706 auf dem Rittersaal der kaiserlichen Burg zu Wien, im Beiseyn der fremden Gesandten, der kaiserlichen Minister, und eines zahlreichen Adels, mit einem ganz besondern Gepränge. Der Kaiser saß, umgeben von den Großen seines Reiches, unter einem prächtigen Thronhim=

mel, vor dessen untern Stufen zwei feierlich gekleidete Reichsherolde mit bedecktem Haupte standen. Der Reichsvizekanzler, Graf von Schönborn, nahte sich dem Kaiser, und nachdem er auf seinen Knieen die Befehle desselben erhalten hatte, kehrte er sich gegen die Versammlung, und machte eine bestimmte Erzählung der Vergehungen der zwei Kurfürsten von Bayern und Köln wider Se. Majestät den Kaiser, dann wider das ganze deutsche heilige Reich; und schilderte die Ursachen, welche dem Kaiser die dringendste Pflicht auflegten, die Reichsacht und Oberacht über sie zu verhängen. Der Reichshofrath und geheime Sekretär von Consbruch, las hierauf mit lauter Stimme die Briefe der Acht, in welchen alles Vorgefallene weitläufig erzählt, und dann erklärt und verkündigt wurde, daß Maximilian Emanuel, bisheriger Kurfürst und Herzog von Bayern — in die kaiserliche und Reichsacht verfallen: — daß er aller von dem Kaiser und dem Reiche „habenden, oder gehabten Gnaden, Freiheiten, Rechten, Regalien, Ehren, Aemtern, Titeln, Lehen, Eigenthümern, Anwartungen, Ländern, Gütern, Leuten und Unterthanen, wie, oder wo die seyen," entsetzt und verlustig seyn soll, daß auch erlaubt seyn soll, „an seinem, des Maximilian Emanuel, gewesenen Kurfürsten — Leib (sich zu vergreifen)

jedermänniglich, dergestalt, daß an demselben, als der aus dem Kaiserlichen- und des Reichs-Frieden und Schutz in den Unfrieden und Unsicherheit gesetzt ist, oder sich selbst gesetzt hat, Niemand freveln, oder sich vergreifen möge." Der Kurfürst, Joseph Clemens, dessen Achtbrief ebenfalls besonders verlesen ward, wurde (aus Achtung gegen seine geistliche Würde) zwar nicht, wie sein Bruder, der Kurfürst aus Bayern, für vogelfrei, aber wie jener, seiner vom Kaiser und Reich gehabten Lehen, Regalien rc. für verlustig erklärt. Man überreichte jetzt dem Kaiser Joseph die Urkunden, mit welchen Kaiser Leopold den beiden Prinzen die herkömmliche Belehnung ertheilt hatte. Joseph I. zerriß die Urkunden, und trat die Stücke mit seinen Füßen. Die Reichsherolde zerrissen sie in viele kleinere Stücke, und warfen diese zum Fenster hinaus, damit sie durch den ganzen Erdkreis zerstreut werden sollten. Ebendieselben, umgeben von kaiserlichen Hatschieren und anderer Bedeckung, verkündigten hierauf die Achtbriefe auf vielen öffentlichen Plätzen. Mit ähnlichen außerordentlichen Feierlichkeiten wurde die Acht den 11. Mai 1706 zu Regensburg öffentlich verkündigt, und am kaiserlichen Hof betrachtete man diesen Vorgang als eine für ewig vollendete Sache. Der Kaiser schaltete nunmehr mit Bayern, wie mit

seinem Eigenthume, und es schien, daß das Herzogthum mit der österreichischen Monarchie für immer vereinigt werden sollte; doch die obere Pfalz, und die Kurwürde, und das Erztruchsessenamt, welche sämmtliche Stücke der bayerische Kurfürst Maximilian I. an sich gebracht hatte, übergab er, nebst der Grafschaft Cham, dem Kurfürsten Johann Wilhelm von der Rheinpfalz, welcher dann auch in solcher Eigenschaft den 23. Juni 1708 in das kurfürstliche Kollegium eingeführt, und einige Tage darauf mit großen Feierlichkeiten zu Wien belehnt wurde; wobei man voraussetzte, daß der im westphälischen Frieden bestimmte Fall eingetreten, daß nämlich die Linie der bayerischen Fürsten erloschen sey. Der Fürsten von Bayern wurde nirgends mehr gedacht, und in der kaiserlichen Burg zu Wien wurden sogar ihre Bildnisse entfernt; aber jene Fürsten waren, was doch die Reichsgesetze ausdrücklich forderten, nicht vorgeladen, und nicht gehört, noch waren bei den Zersplitterungen der bayerischen Länder, und vor dem Urtheil der Reichsacht, die Reichsfürsten gehörig vernommen worden. Diese Fürsten widersprachen laut dem einseitigen Verfahren, und verwahrten ihre Rechte. Ueberhaupt war die eben erzählte Sache zwar geschehen, aber nicht abgethan, und es kam noch erst darauf an, welchen Fortgang der

Krieg haben, und welche neue Wendungen desselben die künftigen Feldzüge herbeiführen würden. Wir wollen nun im Wesentlichen die Geschichte dieser Feldzüge vor uns nehmen.

§. II.

1705. Nachdem die Anführer der für den Kaiser streitenden Truppen, noch im vorigen Jahre 1704, die bei Höchstädt gefangenen feindlichen Truppen und deren Kriegsgeräthe so a. unter sich getheilt (der französische Feldmarschall Tallard mußte nach London wandern), dann ihren Stand am Rhein, wo Marlborough nebst andern Plätzen Trier besetzte, genommen, und nach ihren Höfen persönlich (Marlborough nach London, Eugen nach Wien) sich begeben hatten, um die geheimen Plane und Absichten für den neuen Feldzug zu erholen; so hätte man jetzt nach den Lagen, in welche die Verhältnisse der kriegenden Theile gerathen waren, allerdings wieder etwas außerordentlich Wichtiges erwarten sollen; aber durch eine seltsame Stimmung, welche sich der gebietenden Höfe wechselweise bemächtiget hatte, traf in diesem Jahre 1705 die Erwartung nicht ein. Der Ausgang der Schlacht zu Höchstädt hatte den König Lud=

wig XIV. und seine ersten Rathgeber so nüchtern und schüchtern gemacht, daß sie zur Zeit durchaus nur vertheidigungsweise sich verhalten, und einer wiederholten Hauptschlacht, als bei deren abermaligen Verunglückung unabsehbare Ereignisse folgen konnten, mit möglichster Sorgfalt ausweichen wollten. Eine ähnliche ängstliche Bedenklichkeit hatte die Gewalthaber in England und Holland befallen, und ihnen schien ihr Glück zu wichtig zu seyn, als daß sie sogleich wieder etwas hätten wagen sollen, wo sie in Gefahr kommen konnten, wieder etwas zu verlieren. Die deutschen Fürsten, welche dem Kaiser Hilfstruppen gestellt, oder in ihren Ländern Werbungen bewilligt hatten, machten nicht weniger ihre sonderbaren Ueberlegungen. So groß ihr Wunsch, die französische Uebermacht beschränkt zu sehen, und so lebhaft ihre Freude über den glücklichen Erfolg des Antheils, welchen sie daran genommen hatten, auch war, so war gleichwohl das widrige Gefühl der Bemerkung, was sie jener Erfolg an Volk und Geld gekostet habe, nicht weniger lebhaft, und die meisten überlegten, daß sie ihre Länder zu entvölkern, ihre Kassen zu leeren, oder wohl gar Schulden zu machen, gezwungen werden, und am Ende wenig mehr, als recht viele Lobsprüche und Danksagungen einärnten würden. Selbst am

kaiserlichen Hofe, wo die Bestreitung der Kriegskosten seit vielen Jahren unermeßliche Anstrengungen erfordert hatte, war man in Verlegenheit, die Herbeischaffung der Bedürfnisse für so viele Armeen, für welche man zu gleicher Zeit sorgen mußte, zu bestreiten, und wir haben oben gehört, daß selbst der Prinz Eugen, welcher im Jahre 1705 die Armee in Italien anzuführen bestimmt war, auf die Geldsummen, welche man aus Bayern erpressen zu können hoffte, angewiesen ward; was aber dieser großmüthige Herr, den das Elend von Bayern rührte, schlechterdings abgelehnt, und dafür die Verpfändung kaiserlicher Güter an die Engländer vorgeschlagen, seinen Vorschlag auch durchgesetzt hat.

Aber auch in Frankreich äußerte sich, bei der üppigen Lebensweise des Hofes, die Verlegenheit, mit den erforderlichen Geldsummen aufzukommen, (man hatte, vermöge des saubern Grundsatzes, daß alles persönliche Gut ein unbedingtes Staatsgut sey, in Einem fort so viele außerordentliche Steuern erhoben, daß endlich nicht einmal mehr die ordentlichen erhoben werden konnten) nicht weniger drückend; aber da in Frankreich der König der allein gebietende Herr aller Provinzen, da mithin bei der Aushebung neuer Truppen kein Hinderniß, welchem nicht auf der Stelle begegnet

werden konnte, zu fürchten war, so standen im Frühjahr 1705, außer den zahlreichen Heeren in Spanien und Italien, noch drei andere Armeen mit ihren damals ausgezeichneten Feldherren in Bereitschaft. Der Marschall Ludwig von Villars stand an der Mosel. Der Marschall Karl Graf von Marsin fand sich am Rhein ein, und dem Kurfürsten Maximilian von Bayern, welcher von König Ludwig XIV. neuerdings (mit einem Einkommen von zweimalhunderttausend Rthlr.) zum Statthalter in den Niederlanden, dann zum sogenannten Generalissimus der für diese Lande fechtenden Truppen aufgestellt, und ihm dabei der Marschall Franz von Neuville, Herzog von Villeroi mit einem französischen Korps zugegeben ward, hatte man in Flandern seinen Wirkungskreis angewiesen.

Marlborough hatte sich, ungeachtet der gegentheiligen Gesinnungen seiner Mitverbündeten, den Plan festgesetzt, geradezu auf den Marschall von Villars loszugehen, und dann, wenn er diesen General geschlagen haben würde, durch Lothringen ohne Aufenthalt seinen Marsch nach Frankreich zu nehmen. Der Marschall vereitelte dieses kühne und folgenreiche Vorhaben, indem er sein ganzes Augenmerk auf die Erhaltung der zur wechselweisen Unterstützung vortrefflich gelegenen Städte Luxemburg, Thion=

ville (Diedenhofen) an der Mosel, und Saarlouis richtete, und gemäß seiner genauen Kenntnisse der örtlichen Lagen eine dergestalt vortheilhafte und von der Natur des Bodens geschützte Stellung nahm, bei welcher er es seinem Feind unmöglich machte, ohne ein höchst gefährliches Wagestück ihn anzugreifen. Marlborough, welcher die Beschwernisse, bei denen der Kampf höchst ungleich geworden war, sogleich wahrgenommen und sich überzeugt hatte, daß er sich an seiner Stelle weder schlagen, noch auch in die Länge, aus Mangel an Unterhalt, würde stehen bleiben können, half sich aus der Verlegenheit, in welche sein stolzer Geist gerathen war, durch eine einzige Stellung seines Gegners einen seiner schönsten Plane zernichtet sehen zu müssen, mit einer andern nicht weniger glänzenden Unternehmung, von welcher er erwartete, daß sie ihn in den Stand setzen würde, sowohl seinen Abzug beschönigen, als auch, im Falle, daß ihn das Glück, wie er hoffte, begünstigte, auf einen höchst wichtigen Erfolg zählen zu können.

Der Kurfürst von Bayern hatte, in der Meinung, daß Marlborough von dem Marschall von Villars nur zu sehr beschäftigt werden würde, um ihm bei irgend einer seiner Unternehmungen Hindernisse legen zu können, einige Eroberungen gemacht, und ein paar

wichtige, an der Maas gelegene, Städte (nämlich den 28. Mai die Stadt Huy, den 18. Juni die Stadt Lüttich) weggenommen, und es war vorauszusehen, daß er seine Eroberungen noch gar viel weiter fortsetzen würde. Marlborough, welchem eine von den Generalstaaten an ihn gemachte Aufforderung, den Fortschritten des Kurfürsten Einhalt zu thun, ungemein gelegen kam, eilte, nachdem er den unweit Mastricht mit einem beträchtlichen Korps gestandenen holländischen Generalfeldmarschall Heinrich von Ouverkerk (von Nassau) an sich gezogen, und Huy und Lüttich wieder genommen hatte, den Kurfürsten zu überfallen, der sich, gemäß des von König Ludwig XIV. erhaltenen Auftrages, voll des bittersten Unmuthes in seine Linien zurückzog, welche von Marches=aux=dames an der Maas bis an den Fluß Ghete oberhalb Hanut, sich erstreckten, und den Fehler hatten, um gar vieles zu ausgedehnt zu seyn. Marlborough bediente sich der, in einem solchen Falle gewöhnlichen List, indem er scheinbare Anstalten machte, die Linien auf einem gewissen Punkte (auf der Seite von Meffle) angreifen zu wollen, und indessen an einem andern Punkte, nicht weit von Hillesheim und Wangenheim, über das an diesem Punkt gestandene, nur sehr unbeträchtliche Korps, das größtentheils aus baye=

rischer Reiterei, nämlich aus 24 Escadrons, bestand, mit seiner ganzen Armee herfiel, und dasselbe bis auf einen kleinen Rest, welcher noch vom Glück zu sagen hatte, daß er gefangen wurde (solche Glückliche waren der Marquis d'Alegre, der Graf Horn, Baron von Taufkirchen, Wolframstorf u. a.) zu Grund richtete, den 18. Juli 1705. Der äußerst gerührte Kurfürst zog sich jetzt mit dem Marschall von Villeroi nach einer unweit Löwen vorhandenen, wider alle Angriffe durch ihre Umgebungen geschützte Gegend, zurück, von welcher aus er entschlossen und gefaßt war, nicht nur jene Stadt, sondern auch Antwerpen, Liere und Mecheln zu unterstützen. Die Bestürzung der Niederländer über diese ganz unerwarteten Ereignisse war unbeschreiblich; und da sie die bayerischen sowohl, als die französischen Truppen gleichweit von sich wegwünschten, und da sie sich nicht den geringsten Zwang anthaten, ihren Unmuth geheim zu halten, so war der Zustand jener Truppen in keiner Rücksicht erfreulich. Beide Theile zogen sich indessen, ohne in diesem Jahre 1705 noch etwas Wichtiges versucht zu haben, in die Winterquartiere zurück. Der Weg nach den Niederlanden stand nun so viel als geöffnet. Beide Theile sannen auf neue Kriegsplane, verbesserten und vermehrten ihre Rü-

stungen, und zählten mit Ungeduld die Tage, an welchen sie zu neuen Unternehmungen ausrücken, und auf dem Schlachtfeld sich sehen würden.

Auch am Rhein hatte sich in diesem Jahre 1705 nichts Außerordentliches ereignet. Die Franzosen nahmen die Stadt Trier, und die Kaiserlichen nahmen den 24. Sept. Drusenheim, und bald nachher Hagenau. Der Marschall v. Villars zog sich bis nach Straßburg zurück.

Der Krieg in Spanien war in diesem J. 1705 für das Erzhaus Oesterreich beinahe vollendend, und dem Prinzen Karl, welchem sein Bruder, der Kaiser Joseph I. zugleich mit dem Vater und Kaiser Leopold I. bereits den 19. Nov. 1703 durch eine feierliche Urkunde die spanische Monarchie abgetreten, und ihn in Wien als König von Spanien auszurufen befohlen hatte, blieb jetzt, wie es das Ansehen bekam, nur wenig mehr zu thun, um mit seiner Ueberlegenheit das ganze Königreich zu erfüllen. Karl, unter den Königen Spaniens seines Namens der Dritte, hatte sich bald nach jenem Vorgang zu Wien, nach Holland, und von da nach England begeben, wo für ihn eine Flotte mit 6000 Mann zu Fuß, und 3000 zu Pferd ausgerüstet ward; mit welcher er 1704 nach Portugal, dessen König, Peter

II., sich in eben diesem Jahre für ihn erklärt hatte, segelte, und den 9. März zu Lissabon anlangte. Ein Aufruf, welchen er von hier an die Spanier ausfertigte, und worin er sich als den natürlichen Erben seiner Voraltern in Spanien, und die Regierung der österreichisch-spanischen Prinzen als äußerst gerecht und mild, die Herrschaft der Franzosen entgegen als höchst anmaßend und drückend schilderte, that die beste Wirkung, und als er im Jahre 1705 die Stadt Barzellona, die Hauptstadt von Catalonien, belagerte, erhielt er von allen Seiten Beweise einer aufrichtigen Anhänglichkeit für sich. Die Stadt ergab sich an ihn den 9. Okt. 1705, und er nahm hier einstweilen seinen gewöhnlichen Aufenthalt. Ganz Catalonien ergab sich. Auch die Königreiche Arragonien und Valenzia folgten diesem Beispiele, und die Freude Karls III. wurde durch nichts gestört, als durch den Verlust des vortrefflichen Prinzen und kaiserlichen Generalfeldmarschalls Georg von Hessendarmstadt, welcher, nachdem er sich bei unzähligen Gefechten in verschiedenen Ländern ausgezeichnet, und noch 1704 den 4. Aug. die wichtige Festung Gibraltar, welche seitdem den Engländern blieb, erobert hatte, jetzt bei der Eroberung des Forts Montjovi vor Barcellona durch eine Musketenkugel fiel, den 14. Sept. 1705.

In Italien, wo der Prinz Eugen den eben so geschickten als beherzten französische Feldmarschall und Herzog Ludwig Joseph Vendome wider sich hatte, hatte sich das Glück im J. 1705 wider keinen dieser großen Feldherren entscheidend erklärt. Die italienischen Fürsten waren theils für Oesterreich, theils für Frankreich gestimmt. Mit diesem hielten es der Herzog Karl IV. von Mantua, die Herzoginn von Mirandola u. a. Für jenes hatten sich der anfangs sehr französisch gesinnte Herzog von Savoyen, Victor Amadeus, der Herzog von Modena u. a., erklärt. Der Marschall von Vendome, nachdem er sich schon im vergangenen Jahre 1704 des Herzogthumes Modena bemächtiget, und einen großen Theil von den Staaten des Herzogs von Savoyen besetzt, im Jahre 1705 aber Nizza, Verüe, Mirandola (welches letztere im Dec. 1701 Eugen in seine Gewalt bekam) erobert hatte, wollte auch der Hauptstadt von Piemont, Turin, sich bemächtigen. Eugen zog, in der Absicht, dem Herzog von Savoyen Hilfsvölker zu schicken, dem Fluß Adda zu. Hier fand er den Generallieutenant, Ritter von Malta, und Großprior in Frankreich, Philipp von Vendome, (einen Bruder des Ludwig Joseph) mit einem sehr zahlreichen Korps, das mit seinem linken Flügel an der Brücke bei dem (zwischen Crema

und Bergamo an der Adda gelegenen) Ort Cassano, mit dem rechten aber bis Rivolta sich ausdehnte, in guter Bereitschaft stehen; und da er befürchten mußte, daß dieser Großprior von seinem, in der Nähe gelagerten, Bruder, dem Feldmarschall Ludwig Joseph, unterstützt werden dürfte, so griff er das Korps, mit jener Zuversicht, welche von dem Glück gewöhnlich begünstigt zu werden pflegt, an, und trieb es zurück; als plötzlich der Feldmarschall Ludwig Joseph, mit frischen Truppen sich einstellte, die Flüchtigen in das Gefecht zurückführte, und das beiderseitige Schlachten der Truppen erneuerte, welches so gräßlich war, daß nach zwei Stunden beide Theile sich zurückzogen, und was in solchen Fällen nicht ungewöhnlich ist, jeder den Sieg sich zuschrieb, und das „Herr, dich loben wir," anstimmten. Beide oberste Feldherren, Eugen und Ludwig Joseph von Vendome, welcher letztere, nachdem ihm sein Pferd getödtet worden, lange zu Fuß stritt, wurden verwundet. Ueber die eigentliche Zahl der Getödteten und Gefangenen sind die verschiedenen Berichte sehr verschieden. Die Deutschen verloren an Todten und Gefangenen über 7000 Mann; eben so viele, und vielleicht noch mehrere (der Großprior Philipp wurde vom König Ludwig XIV. abgerufen, und seiner Stelle entlassen) lagen

auf der französischen Seite gemetzelt, den 16. Aug. 1705. Beide Theile trösteten sich mit einer baldigen Wiedervergeltung.

§. III.

1706. Die Zurüstungen, welche während der Wintermonate von allen kriegführenden Theilen gemacht, und die Angriffsplane, welche nach den sorgfältigsten Ueberlegungen festgesetzt, und anfangs sehr geheim gehalten wurden, ließen etwas Großes erwarten. Die Anstalten, welche von den französisch-spanischen Höfen mit der angestrengtesten Mitwirkung aller Volksklassen hergestellt und in die thätigste Bewegung gesetzt wurden, waren in der That fürchterlich, und man hielt sich an jenen Höfen berechtigt, in seinen Erwartungen des besten Erfolges versichert zu seyn. Sechs nach dem Bedürfnisse zahlreiche Hauptarmeen, von welchen zwei in Italien, eine in Spanien, die vierte in Brabant und Flandern, die übrigen an dem Rhein und der Mosel sich einfinden sollten, hatten den Auftrag, das Kriegsglück so zu sagen einzuholen, und es zu zwingen, auf ihrer Seite zu seyn. Sämmtliche Generale und Feldmarschalle, auf welche damals der Hof und die Nation sich verlassen

zu können glaubten, verbürgten sich bei ihrem König Ludwig XIV., den das Alter mißmuthig, und eine Reihe von Unfällen schüchtern und kümmerlich gemacht hatten, und gaben der französischen Nation, welche bei ihren so vielen und fruchtlosen Aufopferungen eines Trostes bedurfte, das Wort, daß sie nicht wieder zurückkommen würden, ohne jenem, und dieser mit den Lorbern und Siegespalmen, welche sie nach Frankreich bringen würden, eine freudenvolle Entschädigung für alles Vergangene darbringen zu können. Jeden jener Feldherrn spornte die Furcht vor dem Vorwurfe, an seinem Platze weniger, als seine Kollegen an den ihrigen, geleistet zu haben, und jeder nahm sich vor, die andern übertreffen zu wollen. Die Herzoge von Vendome und de la Feuillade eilten nach Italien, jener mit 36,000 Mann die Kaiserlichen aus der Lombardie zu jagen, dieser mit 20,000 der Hauptstadt Turin sich zu bemächtigen. Der Marschall von Tesse trat in Spanien auf, um unter der Oberaufsicht des Königs Philipp III. mit 30,000 Mann Barcellona zu erobern, so wie sich in jenem Königreiche noch ein anderer Feldherr, der Marschall und Herzog von Berwick, einstellte, um mit 20,000 Mann die Lorbern in Estremadura (der portugiesischen Hauptprovinz, worin Portugal liegt) zu sam-

meln. Der Statthalter von den Niederlanden (und Kurfürst von Bayern) Maximilian Emanuel wollte mit 70,000 Mann, wovon der ihm untergeordnete Marschall von Villevoi ein Korps anzuführen hatte, Brabant und Flandern beruhigen. Die Marschälle von Villars und Karl Graf von Marcin endlich zeigten sich, jener um vom Rheine, dieser um von der Mosel alles, was feindlich auftreten würde, zu verjagen. Der heftigste Krieg wurde auch allenthalben, sobald die Jahreszeit es zuließ, eröffnet.

Die Rüstungen der Kaiserlichen waren anfangs weniger glänzend, und ihre Erwartungen weniger anmaßend; aber ihre ersten Feldherren, es mochte nun darauf ankommen, neue Hilfsquellen ausfindig zu machen, oder sich derselben mit Verstand zu bedienen, waren vortrefflich.

Wir wollen die Kriege des Jahres 1706 nach der Ordnung, wie sie, einer nach dem andern, durch höchst wichtige Ereignisse sich auszeichneten, vornehmen. Solche Ereignisse fielen a) den 12. Mai bei Barcellona in Spanien, b) den 23. Mai bei Ramellies in Brabant, c) den 7. Sept. vor Turin vor. Da die Kriege dieses Jahres an der Mosel und dem Rhein, zwar für die Länder, in welchen Armeen auftraten, sehr drückend, aber mit

keiner außerordentlichen Begebenheit verbunden waren, so werden wir ihren Fortgang in einem der folgenden Jahre vor uns nehmen.

A. Wir haben oben gehört, daß der zum König von Spanien erklärte österreichische Prinz Karl III. die Hauptstadt der Provinz Katalonien, nämlich die Stadt Barcellona im J. 1705 erobert habe. Der spanische Gegenkönig und französische Prinz, Philipp V., eilte, sobald er seine Macht versammelt hatte, jenen Gast zu vertreiben, und ihm standen außer dem ihm ergebenen Spaniern nicht nur jene Truppen, welche der Marschall Tesse anführte, sondern noch ein zweites französisches vom Herzog von Noailles herbeigeführtes Heer, welches der Marquis von Legal übernahm, zu Gebot. Er selbst stellte sich, um der Sache mehr Nachdruck zu geben, an die Spitze der Hauptarmee, und übertrug, indem er Madrit verließ, die Regierung daselbst seiner Gemahlinn, der Königinn. Schon gleich mit dem Eingange des Aprils 1706 umlagerte er die Stadt Barcellona auf verschiedenen Seiten, und zu gleicher Zeit erschien der französische Admiral, Graf von Toulouse, mit einer rüstigen Flotte, von welcher die Stadt von der Seeseite beängstigt werden sollte; wie sie dann auch wirklich unbeschreiblich beängstigt, aber von ihrem König, Karl III., der

mit den Belagerten alles Ungemach und alle Gefahren theilte, und alle Klassen von Einwohnern mit Muth und Munterkeit beseelte, auf das vortrefflichste unterstützt wurde; aber die Ueberlegenheit der Feinde war zu groß, und die Stadt kam zuletzt in eine Lage, wo menschliche Kräfte und Anstrengungen nicht mehr hinreichen konnten, sie länger zu erhalten. Schon befanden sich sämmtliche Einwohner in der höchsten Verlegenheit und Bestürzung, und König Karl III. blickte schon nach dem Schiffchen, das er auf das inständigste Bitten der Seinigen im letzten Augenblicke besteigen zu wollen versprach, um wenigstens seine Person für sie zu erhalten, als ein engländischer Admiral, Karl Mordannt Graf von Peterborough, mit eine Flotte sich näherte. Dieser berühmte Seeheld hatte schon im vorigen Jahre 1705 die Stadt Barcellona für Karl III. miterobern helfen, und nun eilte vor ihm ein Schrecken her, der den diese Stadt jetzt belagerten Franzosen, und ihren Verbündeten alle Besinnung benahm. Sie stürzten sich in die Flucht mit einer Eilfertigkeit, bei welcher sie 140 metallene Kanonen, und einen unbeschreiblichen Vorrath von allen Arten von Kriegswerkzeugen und Lebensbedürfnissen unberührt hinterließen, den 12ten Mai 1706. Die Engländer eroberten hierauf (den

13. Juni) Karthagena, so wie die Portugiesen unter dem Millord Galloway Salamanca und Madrit eroberten, wo dieser Feldherr den 27. Juni 1706 einen prächtigen Einzug hielt, dann den Erzherzog Karl zum König ausrufen und ihm huldigen ließ. Nun folgten eben so entscheidende Ereignisse in den spanischen Niederlanden.

B. Sobald König Ludwig **XIV.** von dem Entsatz der Stadt Barcellona die Nachricht erhielt, schickte er an den Kurfürsten Maximilian und den Feldmarschall Villeroi durch Eilboten den dringendsten Befehl, den vereinten engländisch-holländischen Hilfsvölkern, ehe ihre Anführer Marlborough und der holländische Feldmarschall d'Ouverkerk von den spanischen Begebenheiten in Kenntniß gesetzt würden, unverzüglich eine Schlacht zu liefern, und übrigens diese Begebenheit mit größter Sorgfalt auch vor ihren den französisch-bayerischen Truppen geheim zu halten. Der Kurfürst und Villeroi hatten sich auf eine entscheidende Schlacht bereits seit geraumer Zeit vorbereitet, und sogar das Feld, wo die Schlacht geliefert werden sollte, mit der pünktlichsten Aufmerksamkeit geprüft und gewählt. Sie hatten sogar die Plane der ganzen Gegend mit ihren Gutachten, wo das Treffen anfangen, und wo und wie der Feind geschlagen werden sollte,

nach Versailles geschickt, wo ihr Gutachten von den geschicktesten Generalen untersucht, gutgeheißen, und von dem König bestätiget wurde; wobei der König eigenhändig hinzusetzte, daß er gar nicht zweifle, daß seine Armee, als welche aus den auserlesensten Haustruppen, und aus den ältesten Truppen der Nation bestände, einen vollständigen Sieg über die feindlichen Korps, welche ihnen an Stärke bei weitem nicht gleich kämen, davon tragen würde. Diese aus Engländern, Holländern u. a. bestandenen Korps zählten 117 Escadrons, und 80 Bataillons, indessen daß die französisch-bayerische Armee 150 Escadrons, und 90 Bataillons (über 80,000 M.) zählte, und sich auf eine Art darstellte, daß die in Schlachten ergrauten Krieger betheuerten, niemals eine schönere Armee gesehen zu haben.

Niemand war von dem Werth dieser schönen Armee mehr eingenommen, als der Feldmarschall von Villeroi, so, daß er keine Ahnung davon zu haben schien, wie ihm nicht der glänzendste aller Siege zu Theil werden sollte; aber diese ganz überspannte Zuversicht verleitete ihn, den Eingebungen seines stolzen Dünkels zu folgen, und eine andere Schlachtordnung, als die gutgeheissene war, zu entwerfen, eine Ordnung, bei welcher nicht nur

die in der Schlacht bei Höchstädt vom Feldmarschalle Villars begangenen Fehler wiederholt, sondern einige von einer ganz neuen Art hinzu erfunden wurden. Man fand es nicht der Mühe werth, die Feldgeräthschaften aus dem Wege zu schaffen. Der linke Flügel, welchen der bayerische Feldmarschall, Johann Baptist Graf von Arco, anführte, wurde (wie Fequieres in seinen Denkschriften sich ausdrückt), als wenn er geflissentlich verhindert werden sollte, gegen den Feind vorzurücken, hinter einer Pfütze aufgestellt. Im Mittelpunkt, welcher sich bei dem Dorfe Ramley oder Ramellies, von welchem die Schlacht auch ihren Namen erhielt, befand, wurden größtentheils die neuangeworbenen, noch ungeübten, des Feuers ungewohnten Truppen gestellt. Der rechte Flügel, über welchen der Marschall von Villeroi die Aufsicht hatte, bestand aus den französischen Kerntruppen, und ward an ein Dorf, Tavier, angelehnt. Den 23. Mai 1706 (am Pfingstsonntage) sahen sich bei Judoigne oder Geldenacken vier Meilen von der (in Brabant, zwischen Namur und Nivelle an dem Flusse Orne gelegenen) Stadt Gemblours, und näherten sich sogleich einander die beiderseitigen Armeen. Wäre jetzt ein Vorhaben, das der Kurfürst von Bayern im Anfange der Schlacht ausführen wollte,

ins Werk gesetzt worden, so würde der gefolgten Schlacht höchst wahrscheinlich eine andere Wendung gegeben, und der Armee, welche Marlborough u. a. herbeiführte, mehr als Ein unerwartetes Hinderniß gelegt worden seyn. Der Kurfürst nämlich, welcher jener Armee mit seinen bayerischen und andern Regimentern entgegen gegangen war, war auf den feindlichen Vortrab, der sich, nicht ohne Unvorsichtigkeit, ein paar Stunden vor seiner Hauptarmee vorausgewagt hatte, gestoßen, und war schon fertig, ihn anzugreifen, als diesem Vorhaben der Marschall von Villeroi sich aus allen Kräften entgegen setzte. Marlborough erschien, und entdeckte an der Stellung der ihm gegenüber stehenden Armee solche Schwächen, welche ihn des Sieges versicherten. Da er sah, daß der linke feindliche Flügel seinem gegenüber gestellten rechten Flügel sich nicht nähern konnte, machte er mit diesem gegen den bei dem Dorfe Ramellies sich befindenden feindlichen Mittelpunkt eine Wendung, bei deren Anblick mehrere französische hohe Offiziere den Marschall von Villeroi inständig baten, die Stellung des linken Flügels unverzüglich zu ändern, und den Feind damit anzugreifen; aber der Marschall blieb seines Sinnes, und sah zu, wie der Mittelpunkt von vornen und auf den Seiten in die Mitte ge-

nommen ward. Die Generale des Marlborough, der Herzog Eberhard Ludwig von Würtemberg, welcher die dänische Reiterei anführte, der Prinz von Hessen-Kassel u. a. benützten viele andere Blößen ihrer Feinde. Als der bayerische Kurfürst diese Vorgänge sah, wollte er an der Spitze seiner Bayern da, wo die Gefahr, zu unterliegen, am größten war, Hilfe schaffen; allein der Marschall von Villeroi behauptete, daß diese Ehre den Haustruppen seines Königs gebühre. Diese Truppen aber flohen, oder wurden, wo sie nicht flohen, getödtet. Binnen zwei Stunden lagen 20,000 Getödtete, (indessen daß die Engländer, Holländer kaum 3000, worunter ein Prinz Ludwig von Hessen-Kassel, oberster eines Infanterieregimentes war, zählten) auf dem Schlachtfeld, und die schönste Armee, welche Frankreich in diesem ganzen Kriege aufgestellt hatte, war vernichtet. Alle Kanonen, bis auf zwei oder drei, alle Feldgeräthschaften waren verloren. Die Flüchtigen erfüllten alles, was sie erreichen konnten, mit Furcht und Schrecken. Sogar die Besatzungen in haltbaren Orten ergriffen eilfertig die Flucht. Brügges, Gent, Löwen, Mecheln, Brüssel u. a. Städte dieser Bedeutung, öffneten die Thore. Ganz Brabant, so wie der größte Theil von Flandern, huldigten Karl III., als König von Spanien,

und Herrn der Niederlande. Marlborough, nachdem er eine in den Druck gelegte, feierliche Versicherung von sich gestellt, daß die geistliche und weltliche Verfassung der Niederlande unverletzt bleiben werde, hielt in Brüssel den 28. Mai 1706 einen triumphirenden Einzug.

Der Kurfürst Maximilian Emanuel von Bayern war untröstlich, und seine Bestürzung stieg vollends auf das Höchste, als ihm König Ludwig **XIV.**, welcher doch eine Hauptschlacht, weil er nicht zweifelte, daß sie für ihn gut ausfallen würde, eben so sehnlich, als jener Kurfürst, gewünscht hatte, jetzt, nachdem sie nicht gut ausgefallen war, bittere Vorwürfe darüber machte, daß er (Kurfürst) sie gewünscht, und zu dem schlimmen Erfolg die Veranlassung gegeben habe. Was aber dem König bei diesen Unglücksfällen zugleich wieder eine tröstende Aussicht gewährte, war, daß diejenige seiner Armeen, welche in Italien focht, und jetzt die Stadt Turin belagerte, glücklicher fechten, und ihn für alle Unannehmlichkeiten dieses Jahres entschädigen würde.

C. Einige bei der Eröffnung des Feldzuges in Italien von den Franzosen glücklich ausgeführte Unternehmungen setzten den Hof zu Versailles in eine unbeschreibliche Freude. Schon gleich im Anfange des Jäners 1706

hatten sie Nizza erobert, und dann stellte sich der Herzog und Marschall Ludwig Joseph von Vendome so schnell und so ganz unerwartet ein, daß, wie der vom Siegesjubel begeisterte Ludwig XIV. an den Kardinal Noailles schrieb, die Kaiserlichen seiner Ankunft nicht eher gewahr wurden, als bis sie auch schon geschlagen wurden. Dieß geschah den 19. April in der Lombardei bei Calcinato und Montechiara, wo die Kaiserlichen noch zerstreut in den Winterquartieren lagen, und an keinen Ueberfall dachten. Ihre Armee war auch während des Winters, da die in Bayern gepreßten Truppen zu Tausenden davon, und ihrem Kurfürsten nachzogen, sehr zusammengeschmolzen, und ein Korps von ungefähr 16,000 Mann war alles, was sie dem mit einem überlegenen Heer über sie hereinstürzenden Marschall würden haben entgegen setzen können, wenn sie Zeit gehabt hätten, sich zu versammeln. Zwar die Truppen, welche in der Eile sich zusammengefunden hatten, wehrten sich tapfer, und brachten die Franzosen, auf welche sie stießen, mehr als Einmal zum Wanken; aber da unaufhörlich neue französische Regimenter zum Vorschein kamen, von welchen sie fürchten mußten, am Ende ganz umringt zu werden, so zogen sie, nicht ohne Verlust, sich zurück. Sie ließen mehr als 3000 Mann auf

dem Platz, verloren eben so viele an Gefangenen, und ließen bei ihrer Eilfertigkeit von Zeit zu Zeit Kanonen und andere Bedürfnisse stehen, welche von den nacheilenden Franzosen im Triumph eingebracht wurden. Der Krieg im Mailändischen schien geendigt zu seyn.

Die Franzosen glaubten, die erste Bestürzung, welche nach ihrer Erwartung, sämmtlichen kaiserlichen und für den Kaiser streitenden Truppen sich mitgetheilt haben würde, benützen zu müssen, und der oben genannte Herzog de la Feuillade erhielt von dem damaligen königlichen ersten Minister, Michael Chamillart, unverzüglich den gemessensten Befehl, die piemontesische Haupt= und Residenzstadt des Herzogs von Savoyen, Turin, zu erobern. Unverzüglich machte auch de la Feuillade mit einer Belagerung, welche unter die berühmtesten des achtzehnten Jahrhunderts gehört, den Anfang. Die lange vorbereiteten Anstalten dazu waren fürchterlich, und schienen ihres gesuchten Erfolges gewiß zu seyn. Noch schrecklicher waren die geheimen Befehle, welche die Eroberer nach der Einnahme hätten befolgen sollen, und welche nichts Geringers enthielten, als daß die Stadt geplündert, die Festungswerke geschleift, und ganz Piemont und Savoyen durch Erpressungen aller Art zu Grund

gerichtet werden sollten. Den 18. Juni 1706 eröffnete der Marschall de la Feuillade, nach vielen im Angesicht der Einwohner von Turin gemachten Voranstaltungen, die Belagerung. 160 schwere Kanonen, 80 Mörser setzten der Stadt, aus welcher sich der Herzog Victor Amadeus, um seine Armee anzuführen, entfernet, und den Grafen Wirrich Philipp Lorenz von Daun als Befehlshaber hinterlassen hatte, unaufhörlich zu; und damit den Belagerten Niemand sollte zu Hilfe kommen können, so rückte erst der Marschall Ludwig Jos. von Vendome mit seiner Armee, bis nach Rivoli, und befestigte diesen Posten, welchen er, nachdem er unvermuthet nach den Niederlanden beordert ward, dem Herzog Philipp von Orleans überließ. Dieser Prinz von Orleans hatte den oben genannten, sehr erfahrenen Feldmarschall, Karl Graf von Marcin (Marsin) mit sich geführt, und diese beiden rüstigen Feldherren erwarteten nunmehr mit einer unbeschreiblichen Streitlust ihren Hauptgegner, den Prinzen Eugen, von dessen Ankunft der Ruf sich verbreitet hatte.

Dieser Prinz, nachdem er mit den oben berührten Geldsummen in Preußen und Sachsengotha (der Prinz von Sachsengotha, Johann Wilhelm führte sein Korps persönlich an) Truppen geworben, und dabei 10,000 Hes-

sen, 5000 Mann aus der Rheinpfalz erhalten hatte, hatte im Anfange des Aprils 1706 Wien verlassen, und sogleich bei seiner Ankunft im welschen Tyrol das Mißvergnügen gehabt, sich einige Flüchtige jener Truppen, welche den 19. April vom Feldmarschall von Vendome bei Calcinato geschlagen worden waren, entgegen kommen zu sehen. Eugen sammelte und ermunterte wieder die Flüchtigen, rückte wieder voran, und trieb von einem Posten zum andern die wider ihn ausgeschickten französischen Korps vor sich her. Die Beschwernisse, welche er zu überwinden hatte, um durch enge und wohlbesetzte Pässe, über Flüsse, und durch feindliche Gräben und Schanzen zu dringen, waren unbeschreiblich, und machten, daß er erst im Ausgange des Augusts in Piemont ankam, da er sich dann den 1. Sept. 1706 mit dem Herzog von Savoyen, dessen Truppen in 4000 Mann zu Pferd, und etwa 9000 zu Fuß bestanden, vereinigte, und sogleich nach der Hauptstadt Turin vorrückte, vor welcher er den Herzog von Orleans mit seinem Feldmarschall Marcin in einem mit hohen Wällen fürchterlich befestigten, und dem Anscheine nach unübersteiglichen Lager fand.

Dieses Lager wurde den 7. Sept. 1706 angegriffen. Der Herzog von Savoyen befand

sich mit seinem Heer im Mittelpunkt. Der Herzog von Sachsengotha, Johann Wilhelm, führte mit dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau den rechten, Prinz Eugen den linken Flügel. Der erste Angriff geschah um 8 Uhr Morgens bei den Linien des Feldmarschalls Marcin. Dieser Feldherr, welchen die sonderbare Zuversicht seiner Feinde in Erstaunen setzte, wehrte sich mit der Entschlossenheit, zu siegen, oder zu sterben; er wurde verwundet, und starb den andern Tag. Als ihn der Herzog Philipp von Orleans noch im Gedränge sah, eilte er herbei, ihn zu unterstützen, was er mit der ihm eigenen Unerschrockenheit that; er wurde am linken Arm und in der Seite verwundet, und nur seinem Küraß hatte er es zu danken, daß ihm drei andere Flintenkugeln nicht durch den Leib drangen. Oefters wurden die Deutschen zurückgetrieben, aber mit jedem Male kamen sie wieder, ungestümer als die vorigen Male, zurück. Sie fielen zu Hunderten, zu Tausenden; aber die Unverletzten überwältigten die Linien, und machten der deutschen Reiterei Platz, durch dieselben zu dringen. Wäre es den deutschen Soldaten nicht lieber gewesen, eine gute Beute, als todte Leute zu machen; so wäre jetzt die Aufreibung des ganzen, von allen Seiten geängstigten, französischen Heeres eine gewisse Folge seiner Unordnung gewesen.

Das Gedräng der Fliehenden nach Pignerol, wohin der mit seinen Uebriggebliebenen über die Doire geeilte Herzog von Orleans, die vor der Citadelle gestandenen Korps beschied, war schrecklich. Noch denselben Abend (den 7ten Sept. 1706) waren sämmtliche Sieger, Fürsten und Generale in der Domkirche zu Turin versammelt: das „Herr, dich loben wir!“ anzustimmen. Das Volk drängte sich um seine Befreier, warf Blumen und Lorber auf sie, küßte ihnen die Hände, Füße und Kleider, und erhob, vor Freude ganz außer sich gesetzt, ein Jubelgeschrei, das bis in die Wolken drang.

Chiras, Casal, Vercelli, Ivrea, Trino, Crescentin, Lodi, Mayland, Alexandria, Tortona, Modena, und überhaupt ganz Oberitalien fiel den Kaiserlichen in die Hände, und es war kein Ersatz für die Franzosen, daß, zwei Tage nach dem Entsatz von Turin, einer ihrer Feldherren, der Graf von Medavi, das Glück hatte, zu Castiglione über ein von dem Prinzen von Hessen-Cassel angeführtes Korps einen nicht ganz unbeträchtlichen Sieg zu erkämpfen.

§. IV.

1707. 1708. Das einzige, was bei den, im vorgehenden Jahre 1706 für den Kaiser Joseph I., und seinen Bruder (den spanischen König) Karl III., erfochtenen Siegen die allgemeinen Freuden nicht ganz ungetrübt seyn ließ, war die Besorgniß, ob man in eben dem Grade, in welchem man bisher durch Tapferkeit und Glück so viele glänzende Eroberungen gemacht hatte, auch ferner die hinlängliche Unterstützung finden würde, das Eroberte zu erweitern, oder doch wenigstens zu behaupten. Die Begebenheiten des Jahres 1707 zeigten, daß diese Besorgniß nur zu sehr gegründet war.

Ludwig XIV. benahm sich bei den ihm ganz unerwarteten Unglücksfällen auf eine ganz sonderbare Art, bei der es das Ansehen hatte, als wenn ihn das Gedräng, die Flucht, und das Geschrei der Seinigen aus einem tiefen Schlummer gerissen, als wenn ein ganz neuer Geist von Kraft und Muth ihn ergriffen hätte. Er erklärte in einem hohen Tone, daß seine Langmuth erschöpft, und daß er ernstlichst entschlossen sey, in dem Jahre 1707 alle Kriege zu endigen. Zwölf Armeen sollten — in den Niederlanden, in Deutschland, in Dauphine, in Spanien, in Navarre, in Roussillon, in

Languedoc, in Guienne, in Poitou, in Bretagne, in der Normandie, in der Grafschaft Nizza, zu gleicher Zeit auftreten, und nach einem Plan, der überall entscheiden sollte, zufahren. Die Generalspersonen wurden ernannt, und die Truppen ausgehoben. Diese Anstalten sollten vor den Feinden durchaus geheim gehalten, und vielmehr sollten diese Feinde während des Winters mit solchen Dingen beschäftiget und hingehalten werden, von welchen sich hoffen ließ, daß sie es nicht der Mühe werth halten würden, die Vorgänge in Frankreich zu beobachten, und für sich in ihren Ländern auf neue Rüstungen zu denken. Anstatt nämlich, daß man sonst bei andern Kriegen alles aufbot, um von der französischen Macht große Meinungen zu verbreiten, so wollte man jetzt gerade das Gegentheil thun, und allen europäischen Höfen die Meinung beibringen, daß die französischen Kräfte und Hilfsmittel durch die vorgegangenen Anstrengungen und Niederlagen ganz erschöpft, und daß die Sachen allenthalben in eine solche Lage gerathen seyen, bei welcher die Klugheit rathe, seine Rettung in der Mäßigung und Großmuth seiner Gegner zu suchen. Um solchen Meinungen den höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit zu verschaffen, stimmte man an dem französischen Hof einen sehr nachgiebigen

Ton an, und that, als hätte man keinen angelegenern Wunsch, als nur recht bald auf eine gute Art einen anständigen Frieden erhalten zu können. Schon im Oktober des vorigen Jahres (1706) schickte der französische Minister Michael Chamillard an den Kurfürsten von Bayern zwei Briefe, von welchen der Kurfürst Abschriften nehmen, und sie, in seinem Namen, einen an den Herzog von Marlborough, den andern an die Generalstaaten schicken, und worin er von der heißesten Sehnsucht des Königs Ludwig XIV. nach einem, auf Gesetze der Billigkeit gegründeten, Frieden recht zuversichtlich sprechen sollte. In der Erwartung, daß kein Schein von Anlaß mehr übrig bleiben sollte, in die Aufrichtigkeit der friedfertigen Gesinnungen des französischen Hofes einiges Mißtrauen zu setzen, vergaß man nicht, auch an den päbstlichen Hof ein Ansinnen um die Verwendung für den Frieden zu stellen, und Pabst Clemens XI. machte sich sogleich eine besondere Angelegenheit daraus, an die Venetianer und an die katholischen Schweizer sich um eine geeignete Mitwirkung zu wenden. Dieses Spiel hatte dann auch wirklich diejenigen Erfolge, und führte zu denjenigen Entwicklungen, welche man am französischen Hofe bezweckte und leicht voraussehen konnte. Die Venetianer, welchen (so wie den

Schweizern) die Fortsetzung eines so ausgebreiteten Krieges auf mehr als eine Art lästig war, schickten mit der größten Gutmüthigkeit eine sehr glänzende Gesandtschaft nach London; wo sie mit Freundlichkeit und Pracht empfangen, und mit aller ersinnlichen Bezeigung guter Wünsche und Gesinnungen, aber so, wie sie gekommen waren, verabschiedet wurden. König Ludwig XIV. hatte, wie aus seinem Schreiben an Pabst Clemens XI. erhellet, im Namen seines Enkels, des Königs Philipp V. von Spanien, sich geneigt bezeigt, an das kaiserliche Haus nebst dem bereits von demselben (im Jahre 1706) eroberten Mailand, auch die übrigen spanischen Provinzen in Italien, dann die Königreiche Neapel, Sicilien und Sardinien abzutreten, und allein mit Spanien sich zu begnügen; aber der Besitz von dem, mit ungeheuern westindischen Besitzungen und dem ergiebigsten Seehandel verbundenen Spanien für einen, ganz von Frankreich abhängigen, und von der fürchterlichen Hausmacht dieses Königreiches unterstützten Prinzen, war für die Staaten England und Holland, nachdem diese Staaten schon damals auf eine Alleinherrschaft auf dem ganzen Weltmeer, und auf einen ausschließenden Seehandel ihre Absichten richteten, ein Punkt, von welchem vorauszusehen war, daß sie ihn, so

lange das Glück auf ihrer Seite seyn würde, niemals bewilligen würden. Die Antworten, welche der Oberfeldherr Marlborough von Seite Englands, und die Generalstaaten auf die ihnen gemachten Einladungen zu einer Friedensverhandlung ertheilten, waren (man unterließ nicht, dem Kurfürsten Maximilian, ohne Rücksicht auf die Reichsacht, den kurfürstlichen Titel zu geben) sehr höflich; aber sie führten zu nichts.

Was übrigens noch einen Schein, daß man am französischen Hofe den Frieden aufrichtig wünsche, mit sich trug, war ein Friedensvertrag in Oberitalien, welcher zu Mailand den 13. März 1707 von den beiderseitigen Bevollmächtigten geschlossen, und dann vom Herzog von Savoyen, Victor Amadäe II. so wie vom Feldmarschall Eugen bestätiget wurde. Vermöge desselben räumten die Franzosen, gegen einen freien Abzug nach Frankreich, ganz Oberitalien. Die Vortheile waren indessen auf beiden Seiten gleich. Wenn nämlich den Franzosen der Vortheil zugieng, daß sie aus der Gefahr, welche ihnen bevorstand, in den von ihnen besetzten Städten verhungern zu müssen, gerissen, und daß sie mit ihren italienischen Besatzungstruppen, welche wenigstens 20,000 Mann betrugen, und welche anderswo benützt werden konnten, verstärkt

wurden, so kam den Kaiserlichen nicht weniger die angenehme Folge zu statten, daß sie der Belagerungen aller der Stådte, aus welchen jetzt die feindlichen Truppen abzogen, überhoben, und dabei ebenfalls mit einem beträchtlichen Armeekorps zum Dienste anderer ihrer Kriege versehen wurden. Dem Kaiser machte dieser Erfolg viele Freude; und gleichwie er noch im vorigen Jahre den Prinzen Eugen zum Statthalter vom Herzogthum Mailand ernannt hatte, so gab er jetzt auch dem Herzog von Savoyen einen besondern Beweis seiner Achtung und Erkenntlichkeit, indem er ihn nicht nur mit dem Herzogthume Monferat, sondern auch mit den Stådten Valenza, Alexandria u. a. (im Namen König Karls III.) belehnte.

Was Ludwig XIV. vor der wirklichen Eröffnung des Krieges in diesem Jahre 1707 vorzüglich am Herzen lag, war die Besänftigung des Kurfürsten Maximilian, welcher nicht nur laute Klagen darüber führte, daß man die ihm vom französischen Hofe gemachten Versprechungen schlecht gehalten habe, sondern auch seinen Verdacht, wozu er allerdings berechtigt war, daß die ihm, dem Scheine nach untergeordneten französischen Generale von ihrem König stets heimliche und ganz andere Anweisungen und Befehle, als die seini-

gen wären, erhielten, mit einer Heftigkeit äußerte, bei welcher er ganz unverholen betheuerte, in dem Falle, daß man seinen Stand nicht verbesserte, seine niederländische Oberbefehlshaberstelle niederlegen, und den Ausgang der Sachen zu Mons in Henegau (wohin er, nach dem verlornen Brüssel, seinen Aufenthalt verlegt hatte) abwarten zu wollen. Ludwig XIV. besänftigte den Kurfürsten dadurch wieder, daß er an ihn seinen ersten Minister, Chamillard, abschickte, welcher nicht nur alle die glänzenden Versprechungen, durch welche jener Kurfürst sich hatte gewinnen lassen, erneuerte, sondern (was jetzt die Hauptsache war) einen neuen Feldmarschall ihm zugesellte, welcher ihm mit einer ganz andern Achtung und Ergebenheit, als er bisher von Villars, Tallard, Marcin und Villeroi zu erfahren gehabt hatte, begegnen sollte. Dieser neue Feldmarschall war der kühne und erfahrne Herzog Joseph Ludwig von Vendome, der dann auch bei seiner Ankunft dem Kurfürsten mit einer Ehrfurcht, welche diesem Herrn unfehlbar schmeicheln mußte, begegnete, und was die Hauptsache war, 50,000 Mann mit sich führte. Nachdem man nun an dem Hofe zu Versailles alle Plane für dieses Jahr entworfen, und alle Vorkehrungen der Anstalten beschlossen hatte, fehlte zu ihrer Ausführung nichts mehr, als

ein hinlänglicher Vorrath an Geld. Auch diesen verstand man herbeizuschaffen. Man erfand Münzbillete, und da diese in Umlauf gesetzt wurden, erhielt der König, wie er sich vorsagen ließ, eine Summe von 170 Millionen, welche Summe man für mehr als hinreichend hielt, die erforderliche Mannschaft auf die Beine zu stellen, und ihre Bedürfnisse zu bestreiten.

Die Zurüstungen des kaiserlichen Hofes und seiner Verbündeten für die neuen Feldzüge waren beinahe ganz so, wie man am Hofe zu Versailles sie gewünscht hatte, beschaffen. Man stellte sich die französische Kriegsmacht wirklich als ganz herabgekommen vor, und glaubte, daß man bei dem neuen Feldzuge nichts weiter würde zu thun haben, als mit den schon vorhandenen Truppen die überall gemachten Eroberungen fortzusetzen und zu vollenden. Man wollte a) das Königreich Neapel erobern; b) wollte in Spanien die Herzoge von Orleans und von Berwick schlagen, und sie vollends entwaffnen. c) Eugen sollte in Frankreich einfallen, und sich darin einer recht vortheilhaft gelegenen Seestadt bemächtigen. d) In den Niederlanden sollten Marlborough und Ouverkerk den Kurfürsten Maximilian von Bayern nebst dem ihm von Frankreich zugeordneten Marschall von Ven-

dome schlagen, und endlich e) sollte vom Rhein und der Mosel alles, was französisch gesinnt wäre, vertrieben, und der spanische Erbfolgekrieg geendigt werden. Die folgende Erzählung wird lehren, welche von diesen mit der größten Zuversicht entworfenen Planen und Vorsätzen, in den Jahren 1707 und 1708 die gewünschten Fortgänge gehabt, und welche weitere Folgen die vorgegangenen Ereignisse nach sich gezogen haben.

a) Mit Neapel glückte das Unternehmen vollkommen, und der Graf von Daun, eben derselbe, welcher sich im Jahre 1706 in Turin vortrefflich gehalten hatte, hatte bei der für Oesterreich äußerst günstigen Stimmung der Einwohner von Neapel, wenig mehr zu thun, als mit seinem kaum 14,000 Mann starken Korps die Städte, welche ihm die Thore öffneten, zu besetzen. Als er (den 7. Juli 1707) seinen Einzug in Neapel hielt, kamen ihm die Kinder mit Lorberzweigen entgegen, und der Jubel des Volkes begleitete ihn allenthalben. In der (auf einer Halbinsel an einem Hügel zwischen Capua und Terracina unweit des toskanischen Meeres gelegenen) Stadt Gaeta (Cajeta) welche er belagern mußte, und welche er den 30. September mit Sturm eroberte, bekam er den (von Philipp V. aufgestellten) Vizekönig, Herzog von Esca-

lona, dann die Fürsten von Bisacci und Cellamare, und andere Herren von vorzüglichem Range in seine Gewalt, welche er (was vernünftige Menschen, die an den Wechsel des Glückes zu denken verstanden, gar sehr befremdete) auf einem schlechten, unbedeckten Wagen, und in einem ärmlichen Aufzuge öffentlich nach Neapel zur Schau des Volkes abführen, und dem Hohne desselben Preis geben, und dann erst noch nach einer harten Gefangenschaft schleppen ließ; er aber, der Graf und Generalfeldzeugmeister von Daun, wurde jetzt kaiserlicher Statthalter, oder Vizekönig im Königreich Neapel, wo Karl III. überall gehuldigt wurde.

b) In Spanien fanden die für Karl III. streitenden Verbündeten ganz andere und wohl vorbereitete Feinde, und auch ganz andere Schicksale. Der Herzog und Marschall von Berwick, welcher die Franzosen anführte, hatte, im Einverständniß mit dem König Philipp V., alle Pferde in Spanien ausgehoben, und eine ganz vortreffliche Reiterei, mit welcher sich die Engländer und Holländer bei weitem nicht messen konnten, hergestellt; wie dann seine Armee überhaupt 54 Bataillons und 74 Escadrons zählte, und überdieß noch ein Korps von 8000 Mann, mit welchem der Herzog von Orleans herbeieilte, erwartete; indessen

das Heer der Engländer und Portugiesen, welche vom Grafen von Galloway und dem Marquez das Minas angeführt wurden, nur 42 Bataillons, oder 11,000 Mann zu Fuß, und 53 Escadrons oder 4500 Mann zu Pferd betrug, und sich noch dabei im Bezug seiner Lebensmittel in einer traurigen Lage befand. Jene Lebensmittel mußten unmittelbar aus Valenzia gezogen, und zu diesem Zwecke mußte ein befestigtes Schloß, Villena, genommen werden. Diesen Umstand benutzte der Marschall von Berwick, und den 25. April 1707 erschien er auf der Fläche bei dem Flecken Almanza, griff die Engländer und Portugiesen an, welche sich auf das tapferste wehrten, aber da sie auf allen Seiten umzingelt wurden, desto mehr Verlust litten. Sie verloren während eines zweistündigen Gefechts (von 3 bis 5 Uhr Nachmittags) bei 12,000 Mann; indessen daß der Marschall von Berwick nur 2000 Mann Getödtete oder Verwundete gezählt haben soll. 80 Kanonen, 120 Fahnen oder Standarten, und fast alle Feldgeräthschaft fiel den Franzosen in die Hände. Es war ein vollständiger Sieg. Die Wiedereroberungen der Königreiche Valenzia und Arragonien, welche dem Philipp V. wieder huldigten, und ihn vollends auf den spanischen Thron festsetzen halfen, waren die unmittelbaren Folgen jenes

Sieges, welcher noch überdieß im nachgefolgten Jahre 1708 fortgesetzt wurde; denn am 11. Juli dieses Jahres eroberte der Herzog von Orleans die (in Catalonien am Flusse Ebro gelegene, mit zwei Kastellen vortrefflich befestigte) Stadt Tortosa, so daß dem Erzherzog von Oesterreich und König Karl III. von allen seinen alten Eroberungen nur die Stadt Barcellona noch übrig blieb. Und diese Unglücksfälle wurden für den Erzherzog und König Karl III. durch den Umstand desto empfindlicher und sonderbarer, als man in eben diesem Jahre 1708 einen der versuchtesten Kriegshelden Guido (Guidobald) von Starenberg hatte nach Spanien kommen lassen, welcher aber, anstatt die Franzosen irgend eine Ueberlegenheit fühlen lassen zu können, vielmehr von ihnen gebeugt wurde. Starenberg kam im December des eben genannten Jahres höchst unvermuthet mit 5000 Mann bei der Nacht vor die Stadt Tortosa, drang hinein, erschoß den Kommandanten, und hielt sich schon im Besitz einer glänzenden Wiedereroberung befestigt, als die Franzosen sich einander zuriefen, sich einander verstanden, und den erstaunten Eroberer mit einem Verluste von 600 Mann wieder zum Abzug zwangen. Was den Erzherzog und König Karl III., welcher zu Barcellona den 1. August seine Braut, die

Prinzessinn Elisabeth Christina von Wolfenbüttel-Blankenburg (nachdem sie zu Bamberg den 1. Mai 1707 im Beiseyn des Erzbischofs von Mainz Lothar Franz das katholische Glaubensbekenntniß *) abgelegt hatte) mit einer

---

*) „Als man die Vermählung dieser Prinzessinn in Vorschlag brachte, so zog ihr Herr Vater, der Herzog Ludwig Rudolph von Wolfenbüttel-Blankenburg einige Gottesgelehrte auf der Universität zu Helmstädt, wie man erzählet, zu Rath, um von ihnen zu vernehmen, ob seine Prinzessinn Tochter, wenn sie sich mit einem katholischen Prinzen vermählte, wohl seine Religion annehmen könnte."

Die Antwort soll so ausgefallen seyn:

„Wir erklären uns, daß man in der katholischen Religion den wahren Grund des Glaubens finde, und daß man darin christlich leben und sterben könne; und daß folglich die durchlauchtigste Prinzessinn von Wolfenbüttel solche annehmen, und sich mit dem Erzherzoge vermählen könne; vornehmlich wenn man erwägt, daß sie weder mittelbar noch unmittelbar gesuchet hat, diese Vermählung sich zuwege zu bringen, sondern daß sie sich ihr durch göttliche Vorsehung dargebothen hat, daß sie dem Herzogthume Wolfenbüttel vortheilhaft seyn, und etwas zum Frieden beitragen kann. Indessen muß man doch dahin sehen, daß man sie nicht zwinge, die protestantische Religion abzuschwören. Man muß mit ihr keine Glaubensstreitigkeiten anfangen, noch ihr solche Glaubensartikel vortragen, welche den ihrigen zuwider sind; sondern man muß sie kürzlich und einfältig von solchen Dingen unterrichten, die zu

außerordentlichen Pracht empfieng, wieder einiger Maßen tröstete, war, daß für ihn die Engländer im Jahre 1708 die Insel Sardinien, die einzige Provinz, welche die Spanier noch in Italien hatten, und im Sept. die Insel Minorca eroberten, welche letztere sie aber, da sie ihrem Handel im mittelländischen Meere sehr wohl anstand, im Frieden zu Utrecht sich zuzueignen wußten.

c) Der Einfall nach Frankreich 1707 war nicht glücklicher, als es der Feldzug in Spanien war; aber die Absicht war groß, und eines Versuches würdig. Man hatte beschlossen, in das Innerste von Frankreich zu dringen, und zu solchem Ende sich einer Stadt zu bemächtigen, in welcher man sich künftig zu jeder Zeit versammeln, und von welcher aus man seine weitern Unternehmungen fortsetzen könnte. Diese Stadt mußte eine Seestadt

---

ihrer Seligkeit nöthig sind, zum Exempel, von der Verläugnung seiner selbst, von der beständigen Buße, von der Demüthigung vor Gott, von dem Elende des menschlichen Lebens, von der Mildthätigkeit gegen die Armen, von der Liebe Gottes und des Nächsten. Alles dieses sind gute Werke, und werden von den Römischkatholischen ebenfalls gelehrt." Allgemeine Geschichte von Deutschland rc. von P. Joseph Barre aus dem Französ. übers. achter Bd. Leipzig 1752. S. 492.

seyn, und man wählte die (am mittelländischen Meere in Provenze gelegene, mit einem vortrefflichen Hafen versehene und über aus wohl befestigte) Stadt Toulon. Die großen Feldherren Prinz Eugen, der Herzog von Savoyen, Victor Amadeus, der Erbprinz Friedrich von Hessenkassel, der Prinz Wilhelm von Sachsengotha nahmen die Eroberung auf sich, und man kann sich wohl vorstellen, daß ihre Rüstungen und Anstalten allerdings erwarten ließen, ihre Unternehmung in Bälde durch einen glücklichen Ausgang gekrönt zu sehen. Sie zählten fünfunddreißig- und mit dem Landvolk über fünfzigtausend Mann, und wurden überdieß von einer engländischen und holländischen Flotte unterstützt, welche sich den 19. Juli der Inseln d'Hieres bemächtigt, und nur drei Meilen von Toulon den vortheilhaftesten Stand genommen hatte. Die Bestürzung, mit welcher bei der ersten Nachricht dieser Vorgänge ganz Frankreich, und zumal der Hof zu Versailles erfüllt wurde, war ohne Grenzen. Man sprach bereits von den Märschen der Feinde nach andern französischen Provinzen, und nach Paris, und griff nach allem, was der Schrecken und die Furcht einzugeben pflegt, um sich zu retten; nur der französische Marschall Tesse (Renatus de Froullai), welcher den Auftrag erhielt der höchst

wichtigen Stadt, als worin die reichsten Waffensammlungen, und die unersetzlichsten Schiffsvorräthe aufgehäuft lagen, schleunigst zu Hilfe zu kommen, verlor, nebst einigen andern stärkern Seelen, die Besinnung nicht, und seine Vorkehrungen zerstreuten das Ungewitter eben so schnell, als es sich zusammen gezogen hatte. Toulon hatte bereits eine ergiebige Besatzung, und nun wußte Tesse durch zuvorkommende Märsche so viele Truppen in die Vorwerke zu bringen, daß es die Verbündeten nicht bloß nur mit einer Stadt, sondern mit einer zahlreichen, wohlverschanzten Armee, welche noch überdieß ungehindert vermehrt werden konnte, zu thun hatten. Auch hatte sich eine gut gerüstete französische Flotte der Stadt genähert. Desto mehr eilten die Verbündeten, welche mit schweren Widerwärtigkeiten aller Art zu kämpfen hatten, durch außerordentliche Anstrengungen zu ihrem Zwecke zu gelangen. Nachdem sie den 29. Juli 1707 die Stadt zu beschießen angefangen hatten, eroberten sie bald darauf einige höchst wichtige Schanzen auf einer Anhöhe zu St. Katharina genannt, wovon aus sie der Stadt sehr nahe kamen, und ihr mit dem größten Erfolg zusetzen konnten; aber die Truppen, welchen die Vertheidigung dieses höchst wichtigen Postens anvertraut war, wurden von einer überlegenen Menge der Fran=

zosen ganz unvermuthet überfallen, und ehe vom Lager eine hinlängliche Hilfe ankommen konnte, fast sämmtlich niedergemacht, wie dann selbst der Prinz Johann Wilhelm von Sachsengotha (im dreißigsten Jahre seines Alters) durch zwei Flintenschüsse getödtet ward. Je mehr indessen für die Verbündeten die Unfälle sich häuften, desto feuriger und kühner strebten sie denselben entgegen, und nie wurde mehr Kraft und Thätigkeit Hindernissen und Schwierigkeiten entgegen gesetzt, welche sich, anstatt besiegt werden zu können, vielmehr in dem Grade, als jene sich verdoppelten, häuften, und zuletzt die Eigenschaft annahmen, bei welcher es die gesunde Ueberlegung, und selbst die eigene Erhaltung anrieth, ihnen vielmehr auszuweichen, als sich ihnen zu seinem unvermeidlichen Verderben ferner entgegen zu stemmen. Unaufhörlich kamen zur Vertheidigung der Stadt neue Truppen an, und beträchtliche Korps, welche (unter der Anführung des Herzogs von Berwick) aus Spanien, dann ferner aus Deutschland und Brabant in Eilmärschen heranzogen, wurden mit jedem Tage erwartet. Diese Völker fanden in der Stadt einen reichen Vorrath an Lebensmitteln; da entgegen die Verbündeten nicht mehr wußten, woher sie ihren Unterhalt ziehen, und zu welchen Mitteln, sich ihn zu verschaffen, sie greifen

sollten; indem ihre ausgeschickte Reiterei überall von feindlichen Truppen angefallen, und selbst von den Landeseinwohnern, welche alle Lebensmittel bei Seite geschafft, und überdieß noch die Waffen ergriffen hatten, mißhandelt und aufgerieben wurden. Wie mit dem zum Unterhalt unentbehrlichen Vorrath, so gieng es auch mit den zu einer länger anhaltenden Belagerung nöthigen Vorräthen von Pulver und Kugeln zu Ende; und was endlich vollends als eine Sache von der ersten Wichtigkeit zu betrachten kam, so gab der damals wegen seiner Kriegssucht berüchtigte König Karl XII. von Schweden dem Kaiser zu verstehen, daß er, vermöge seines Bündnisses mit dem König von Frankreich, verpflichtet wäre, in dem Falle, daß Frankreich in seinem Innern angegriffen würde, jenem Könige beizustehen. Da nun Böhmen, in dessen Nachbarschaft Karl XII. mit einer siegenden Armee stand, von allen Truppen, die einen feindlichen Anfall hätten abwehren können, entblößt war, so konnte man nicht genug eilen, eine Belagerung, durch deren Fortsetzung für die Kaiserlichen unabsehbare Folgen sich hätten ergeben können, aufzuheben, und mit einem Worte, die Verbündeten zogen sich während der Nacht den 21. Aug. 1707 von Toulon zurück, und ihre Unternehmung wurde, außer dessen, daß

sie beim Zurückzug die an den französischen Grenzen gelegene Stadt und das Markgrafthum Susa eroberten, von keiner andern, als von der sehr traurigen und unbefriedigenden Entschädigung begleitet, eine französische Provinz auf alle Art gequält, dann aus derselben (nach dem Beispiele, welches eben damals der französische Marschall Villars am Rhein, zumal in Schwaben und Franken, wo er unermeßliche Geldsummen erpreßte, vorausgab) einige Millionen französischer Pfunde, sogenannter Brandschatzung gezogen zu haben. Wir werden die Handlungen jenes Villars am Rhein sogleich vornehmen, und wollen nur erst noch die Vorfälle, welche sich in den Jahren 1707 und 1708 in den Niederlanden ergaben, vor uns nehmen.

d) In den Niederlanden sollte, wie wir hörten, der Kurfürst Maximilian von Bayern mit dem Marschall von Vendome die französisch-spanische Sache vertheidigen, und die nachtheiligen Folgen der Schlacht bei Ramellies wieder vergüten. Dazu fehlte es auch im J. 1707 jenem Kurfürsten nicht an Muth und Willen, und eben so wenig mangelte es an Gelegenheit, beides zu zeigen. Der Herzog Marlborough, nachdem er erst durch viele Umwege eine Reise zu dem schwedischen König Karl XII., in der Absicht, die Gesinnungen dieses

Herrn für Frankreich zu erforschen, vollendet hatte, stellte sich mit dem holländischen Feldmarschalle Ouwerkerk richtig ein, und da er seine Gegner unweit der (in Brabant an dem Flusse Orne zwischen Namur und Nivelle gelegenen) Stadt Gemblours in einem befestigten Lager fand, forderte er sie durch die Bewegungen seines Heeres mehr, als Einmal zu einer Schlacht auf; allein wiewohl die französische Armee an der Truppenzahl einen überwiegenden Vortheil, (sie zählte 118 Bataillons, und 200 Escadrons, indessen die Verbündeten nur aus 106 Bataillons, und 160 Escadrons bestanden) und überdieß eine äußerst vortheilhafte Stellung hatte, so blieben gleichwohl alle Versuche, sie zum Schlagen zu bringen, vergeblich; indem der Marschall von Vendome, welcher vom König Ludwig **XIV.** den bestimmten Befehl erhalten hatte, sich in diesem Jahre (was ehemals wegen der Schlacht bei Höchstädt im J. 1705 geschah) durchaus keiner Gefahr auszusetzen, sondern seine Armee, welche bei der Schlacht von Ramellies so viel gelitten hätte, wieder in einen vollkommenen Stand zu bringen, alles dahin anlegte, einer Schlacht auszuweichen, und was ihm auch gelang, die Truppen der Verbündeten durch unaufhörliche Märsche zu ermüden; worüber aber der Kurfürst von Bayern, nachdem er jetzt

wieder mehr als jemals die ihm unerträgliche Erfahrung machen mußte, daß er bloß dem Scheine nach, in der That aber nur der französische Marschall von Vendome der eigentliche Oberbefehlshaber sey, in einem solchen Grad ärgerte, daß sich Ludwig XIV. veranlaßt sah, den Kurfürsten von den Niederlanden zu entfernen, und ihn mit seinem Heere nach dem Rhein unter einem glänzenden Vorwand, daß er seine Geschicklichkeit hier besser zeigen könnte, zu beordern; was auch der nun schon einmal in der Sache befangene Kurfürst, so nahe ihm auch seine Lage gieng, nicht umhin konnte, zu befolgen.

Alles kündigte nunmehr an, daß das Jahr 1708 für die Niederlande wieder ein thatenreiches Jahr werden, und daß es zu irgend einem außerordentlichen Vorfall kommen würde. Der Marschall Vendome war jetzt wieder vortrefflich gerüstet, und wurde noch überdieß durch frische Truppen, welche ihm die zwei Brüder, der Dauphin Ludwig, Herzog von Burgund, und der Prinz Karl, Herzog von Berry, (Enkel Ludwig XIV.) persönlich zuführten, verstärkt; Marlborough aber hatte den Prinzen Eugen, welcher in diesem Jahre 1708 an der Mosel hatte erscheinen sollen, inständig zu sich geladen. Die Erscheinung des Prinzen Eugen, welcher im Mai bei Gün-

tershausen auf dem Hundsrücken ein aus Kaiserlichen, Hessen, Sachsen, Kurpfälzern u. a. bestandenes, und einige 30,000 Mann zählendes Heer zusammenzog, veranlaßte Ludwig XIV. unverzüglich ein Beobachtungskorps, welches der Herzog von Berwick anführte, und mit welchem sich auch der Kurfürst von Bayern mit ungefähr 10,000 Mann zu vereinigen vorhatte, nach der Mosel zu senden; aber ehe man sichs versah, setzte Eugen ober Koblenz über die Mosel, und indem er über Aachen und Mastricht durch Brabant eilte, war er in den Niederlanden schon mit dem Feldmarschall Marlborough vereinigt, ehe sich seine Gegner von der Absicht seines Marsches bestimmt unterrichten konnten. Nun setzten sich die Franzosen ebenfalls in eine eilfertige Bewegung, und im Anfange des Juli gelang es ihnen, sich mit List der Stadt Gent, (der Hauptstadt in Flandern) und bald darauf der Stadt Brügge, und des Schlosses Plassendal zu bemächtigen; aber diese augenblicklichen Vortheile hatten keine Dauer. Die Vereinigten wollten die Schelde übersetzen; die Franzosen wollten sie daran hindern, und so kam es den 11. Juli 1708 bei der Festung Oudenarde oder Audenarde in Flandern zu einer Schlacht, bei welcher 10,000 Franzosen getödtet oder zu Gefangenen gemacht, und 5000 verwundet,

die Sieger entgegen so kühn wurden, daß sie den Entschluß faßten, eine der besten niederländischen Festungen zu belagern, und unter denjenigen, auf welche ihre Wahl fallen konnte (Ryssel, Dornick und Ypern) gerade die stärkste, bei welcher sich erwarten ließ, daß sie die größten Schwierigkeiten entgegen setzen, und daß ihre Belagerung das größte Aufsehen in Europa nach sich ziehen würde, nämlich die in Flandern an dem Deule gelegene Stadt Ryssel (l'Isle oder Lille) wählten. Diese Stadt war unvergleichlich befestigt, und mit allem, was die französische Belagerungs- und Vertheidigungskunst vermag, auf das Beste versehen. Auch hatte ihr König Ludwig XIV. einen seiner bewährtesten Generale, den Statthalter in Flandern, Herzog Ludwig Franz von Bouflers, und dabei die geschicktesten Offiziere zu Vertheidigern gegeben. Die Besatzung der Stadt war zahlreicher, als an sich selber nöthig war, und bestand aus den versuchtesten Truppen. Ueberdieß standen der Herzog von Vendome, dann der Herzog von Burgund, welchem der Marschall von Berwick ein sehr ansehnliches Korps aus Deutschland zugeführt hatte, ganz in der Nähe, und es war nichts anders zu erwarten, als daß sie alles Erdenkliche versuchen und wagen würden, um den Belagerern ihr Vorhaben zu vereiteln. Diese

hatten ihre Verrichtungen getheilt. Der Prinz Eugen nahm die Belagerung, Marlborough die Vertheidigung dieser Belagerung auf sich. Die Einnahme der Stadt schien, so wie die Nichteinnahme derselben, gleich unmöglich zu seyn. Den 12ten August (1708) machte der Obergeneral des holländischen Fußvolkes, der Prinz von Oranien, Johann Wilhelm, Erbstatthalter von Westfrießland mit der Einschließung der Stadt den Anfang, welchem sogleich von allen Seiten rasche Fortsetzungen folgten. Die Anstrengungen wurden von beiden Theilen überall bis zu außerordentlichen, bis zu solchen Dingen, welche beinahe allen Glauben übersteigen, getrieben. Den 12. Sept. rückte der Herzog von Vendome zum Entsatz der Stadt heran; er stieß auf den Herzog von Marlborough, welcher sich mit 70,000 Mann wohl verschanzt, und auf den Empfang eines feindlichen Heeres bereits alle Anstalten getroffen hatte. Vendome näherte sich ihm niemals wieder. Die Stürme auf die Stadt, nachdem in den Befestigungswerken derselben große Räume niedergeworfen waren, geschahen fast immer von Freiwilligen, von denen mehr, als Einmal, der größte Theil dahingestreckt wurde. Eben dieselben Plätze wurden von den Belagerern öfters gewonnen, und von den Belagerten wieder erobert. Der König Ludwig

XIV. war mit dem Verhalten seines Generals von Bouflers dergestalt zufrieden, daß er ihn noch während der Belagerung zum Pair von Frankreich erklärte, und daß er ihn darum nicht weniger schätzte, weil ihm zuletzt die Macht gebrach, einer gleichsam höhern Gewalt zu widerstehen. Eine solche Gewalt begleitete die Belagerer bei allen ihren Stürmen. Sie jauchzten im Feuer, und schienen herangekommen zu seyn, dem Tod zu höhnen. In einem Sturm, welchen ausgewählte Truppen den 21. Sept. 1708 unternahmen, wurde der Prinz Eugen, welcher ihn anführte, an den Kopf geschossen, und die Wunde war, wenn gleich nicht auf der Stelle tödtlich, doch bei ihrer Vernachlässigung gefährlich; aber Eugen entfernte sich nicht, und schonte sich so wenig, daß, da von seinem Heer Niemand das Ansehen über ihn hatte, um ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen, den folgenden Tag selbst der Herzog Marlborough kommen mußte, um ihn dahin zu bringen, daß er sich nach dem Städtchen Meen abführen, und daß er seiner Heilung die nöthige Pflege angedeihen ließ. Nach seiner Zurückkunft wurden bei wiederholten Stürmen solche Vorbereitungen gemacht, bei denen es dem Vertheidiger der Stadt mehr Ehre machte, sich mit Bedingnissen zu ergeben, als ohne Nutzen sich und die Seinigen

zu Grunde zu richten. Doch hoffte er noch einige Zeit, wenigstens das feste Schloß bey Ryssel retten zu können, und nachdem er die Stadt bereits den 23. Okt. ausgeliefert hatte, übergab er dieses erst den 9. December 1708. Auch Gent, Brügge, Plassendal u. a. fielen jetzt den Verbündeten wieder in die Hände. Diese (wenn man den Verlust des holländischen Generalfeldmarschalls, Heinrich von Duwerkerk, welcher den 17. Okt. 1708 in dem Lager bei Rousselaer starb, ausnimmt) für jene Verbündeten in den Niederlanden glücklichen Ereignisse überwogen bei weitem alle Unfälle, welche ihnen während der Jahre 1707 und 1708 in Spanien, in der Provenze und am Rhein begegnet sind. Wir wollen nunmehr die wesentlichen Begebenheiten, welche seit dem Jahre 1705 in den Gegenden des Rheins und benachbarter Länder sich zutrugen, vor uns nehmen.

e) Die Begebenheiten am Rhein waren in den besagten Jahren für die Verbündeten sehr ungünstig, und für die Bewohner der deutschen Länder, in welche die Kriegswuth sich hinzog, höchst unglücklich. An diesem Gange der Dinge waren von Seite der deutschen Heere solche Mängel und Gebrechen, bei welchen man unvermeidlich zu Schaden kommen muß, Schuld. Marlborough und Eu-

gen waren mit ihren Heeren nach entfernten Kriegsschauplätzen gezogen. Der Kaiser hatte seine Truppen ebenfalls zu sehr vertheilen müssen, um an dem Rhein ergiebige Korps stehen lassen zu können, und es blieb ihm zu seiner Beruhigung wenig mehr übrig, als die Hoffnung, daß diejenigen deutschen Kreise, welche sich nach vorgegangenen reifen Berathschlagungen, und aus dem wichtigen Beweggrund ihrer eigenen Erhaltung, vereinigt, und welche sich wechselweise versprochen hatten, den deutschen Kaiser zur Aufrechthaltung der deutschen Verfassung mit allen ihren Kräften unterstützen zu wollen, nichts unterlassen würden, was nur immer dazu dienen konnte, ihre eigene Wohlfahrt in Sicherheit zu setzen; allein die Fürsten und Häupter jener Kreise waren es jetzt schon herzlich müde, immer beisteuern, immer Truppen stellen und Kriegsvorräthe aufbringen zu sollen; und da seit der Schlacht bei Höchstädt eben keine außerordentliche französische Kriegsmacht am Rhein erschienen, und nichts, was sehr bedeutend hätte genannt werden können, vorgefallen war, so verließen sie sich gleichwohl auf die bewährte Kriegskenntniß des Markgrafen von Baadenbaaden, Ludwig Wilhelm, welchem das Korps der Reichsvölker anvertraut war, und sie wurden daher recht unsanft aus ihrer Ruhe geweckt, als

schon gleich mit dem Monat April 1706 der Marschall von Villars, und der General Marsin heranstürmten, das vom Ludwig Wilhelm während des Winters zwischen Bischweiler und Drusenheim befestigte Lager überfielen, jenen Feldherrn, der sich nicht einmal Zeit nahm, die Zelte im Lager abzuschlagen, und die Kriegs- und Mundvorräthe bei Seite zu schaffen, vor sich her jagten, selbst Drusenheim mit allem Proviant, Pulver u. s. w. in ihre Gewalt bekamen, auf eben solche Weise, durch die Flucht der Reichsvölker nämlich, das sehr wohl befestigte, und mit allen zu einer Belagerung nöthigen Bedürfnissen bestens versehene Lauterburg bezogen, Germersheim u. a. besetzten, dreier zu Hagenau, Bischweiler und Lauterburg gestandener und wohlverschanzter Lager sich bemächtigten, und überhaupt alles, was von den Deutschen jenseits des Rheins in den vergangenen Feldzügen erobert worden war, (Landau ausgenommen) überrumpelten, den 11. Mai sogar Hagenau mit einer Besatzung von 2000 Mann, 80 Kanonen, und höchst beträchtlichen Magazinen, in ihre Gewalt brachten, die Pfalz erbärmlich brandschatzten, und überall, wo sie hinkamen, mit höhnendem Uebermuth den Meister spielten, wobei der Prinz von Baden, der einen solchen Ueberfall durchaus nicht vermuthet, und der

noch überdieß in seiner höchsten Bestürzung vom Kaiser den dringendsten Befehl erhalten hatte, von seinem Heere eiligst fünf Regimenter nach Ungarn zu schicken, nichts thun konnte, als ausweichen, und von günstigern Umständen bessere Lagen erwarten; was dem unvergleichlichen, mit einem vieljährigen Kriegsruhm verewigten Prinzen unbeschreiblich zu Herzen gieng; so, daß er in eine schwere Krankheit fiel, und nach einigen Monaten den 4. Jänner 1707 auf seinem Schlosse zu Rastadt im 52. Jahre seines Alters den Geist aufgab.

Das J. 1707 schien, nachdem die Franzosen nicht zweifelten, daß ihre Ueberlegenheit an Truppen, an thätigen Anstalten, und hastigen Unternehmungen eben dieselbe bleiben würde, vollends ein höchst wichtiges, wenn nicht gar den ganzen Erbfolgekrieg entscheidendes Jahr werden zu sollen. Der Marschall von Villars hatte seine Eroberungen im vorigen Jahre bloß darum nicht weiter getrieben, weil er von seinem Heere eine beträchtliche Anzahl Truppen nach Flandern hatte abgeben müssen; aber nun im J. 1707 stand ihm wieder eine Armee von beinahe 40,000 Mann zu seinen Befehlen, und er hatte vom König Ludwig XIV. keinen geringern Auftrag erhalten, als nach Bayern zu gehen, den Kurfürsten

wieder einzusetzen, und die vorige Verfassung herzustellen. Man zweifelte auch zu Versailles an der pünktlichen Ausführung jenes Auftrages so gar nicht, daß der Minister von Chamillard nach dem ausdrücklichen Willen seines Königs jenem Kurfürsten schreiben mußte, er möchte sich bereit halten, damit er bei der ersten Nachricht der Dinge, welche binnen einer kurzen Zeit vorgehen würden, mit seinem Korps über den Rhein nach Bayern zurückkehren, und daselbst sich selbst an die Spitze der triumphirenden Armee stellen könnte. Bei diesen zuversichtlichen Versprechungen stand es dann erst noch dahin, ob man sich am französischen Hofe mit der Eroberung von Bayern begnügen, und nicht vollends den Einfall bekommen würde, in die damals beinahe wehrlosen, kaiserlichen Staaten einzufallen, und dieselben, mit Hilfe der noch immer im Kriege wider Oesterreich begriffenen Ungarn, von allen Seiten in die Mitte zu nehmen. So hochtönend solche Entwürfe scheinen mochten, so war gleichwohl ihre Ausführung (in Hinsicht auf die Schwächlichkeit, und den ganz und gar zerrütteten Zustand der deutschen Reichsarmee, welche im Jahre 1707 beinahe nichts als Beweise ihrer Schnelligkeit im Fliehen gegeben hatte) sogar nicht unmöglich, daß sie vielmehr recht sehr zu fürchten war. Auch waren dar=

über die Engländer und Holländer recht im Ernste bekümmert; indem sie nicht nur ihren auswärtigen Gesandten Befehle zuschickten, die Höfe, bei welchen sie angestellt waren, von der mißlichen Sachenlage zu unterrichten, sondern auch der Reichsversammlung zu Regensburg dringende Vorstellungen übergeben ließen. Die Generalstaaten beschickten, um den deutschen Fürsten den Drang der Sache recht inständig zu empfehlen, alle vorzüglichen deutschen Höfe, und einer ihrer Abgeordneten, der General Dopff, kam sogar nach Heilbronn, wo die vier Kreise (der ober = und niederrheinische, der schwäbische und fränkische) zu einer Verabredung zusammen gekommen waren, und that alles, um bei ihnen einen der Sache angemessenen Eifer zu erwecken, und kräftige Beschlüsse zu veranlassen.

Der Erfolg aller dieser Schilderungen, Ermahnungen, Bitten war jetzt bei den deutschen Fürsten eben derselbe, der er, so oft es um die Stellung von Reichstruppen zu thun gewesen, von jeher in ältern Zeiten war. Die zu Heilbronn versammelten Herren waren des besten Willens. Das Reich sollte ein Heer von 40,000 Mann, zu welchen noch einige tausend andere, auf Rechnung der Engländer und Holländer, anzuwerben wären, herstellen, sollte die benöthigten Beiträge an Geld einschicken,

die Städte Landau, Philippsburg, Freiburg mit einem hinlänglichen Vorrath von Lebensmitteln und andern Kriegsbedürfnissen versehen, und dazu sollten nicht allein obige vier, sondern alle deutschen Kreise und Reichsländer beitragen. Der Reichstag, an welchen sich jene vier Kreise ebenfalls wandten, sollte die Sache mit Nachdruck betreiben. Der Eifer des an die Stelle des verstorbenen Markgrafen von Baden gewählten neuen Feldmarschalls, des Markgrafen von Brandenburg-Bayreuth, Christian Ernest, setzte sie nicht weniger in Thätigkeit, und seine Schuld war es keineswegs, wenn das versprochene Reichsheer von 40,000 Mann nicht auf die Beine kam. Viele deutsche Fürsten besannen sich, und berathschlagten immer, ohne sich zu besinnen, daß darüber die Zeit verloren gieng. Die Folge war dann auch davon, daß das deutsche Reichsheer, welches den Franzosen entgegengestellt werden konnte, sich nicht einmal auf 28,000 Mann belief, und daß es noch überdieß aus lauter neuen, schlecht bezahlten, und auch sogar schlecht bewaffneten Leuten, welche sich einander nicht kannten, nicht liebten, bestand.

Die Franzosen waren von diesem Zustand der Sachen genau unterrichtet. Der Marschall von Villars hatte längst seine Anstalten gemacht, und diese setzte er jetzt wie stürmend

in Bewegung, indem er in der Nacht vor dem 23. Mai 1707 über den Rhein setzte, dann die berühmten, aber höchst übel besetzten, stollhofer Linien, nämlich die Linien, welche der verstorbene Markgraf und Reichsmarschall von Baden seit vielen Jahren mit Hilfe der ihm untergebenen Reichsvölker vor seinem (eine halbe von Sellingen und dreiviertel Stunden von Fortlouis gelegenen) Dorfe Stollhofen errichtet, von diesem Dorfe ostwärts bis an den Schwarzwald, und dann dem Rheine nach hinunter bis fast nach Philippsburg fortgesetzt, und vortrefflich befestigt hatte, mit leichter Mühe durchbrach, und da er überall nur einen vor ihm her fliehenden Feind sah, in Franken und Schwaben, ohne mit der Belagerung einer Stadt sich abzugeben, herumschwärmte, und diese Länder mit ungeheuern Brandschatzungen, so, daß unaufhörlich große mit Geld beladene Wägen nach Versailles giengen, schrecklich mißhandelte. Die Ehre, welche er mit den geraubten Geldsummen bei seinem König einlegte, und der ungeheure Gewinn, welchen er davon für sich zu ziehen wußte, machte ihn den ihm gegebenen Auftrag, nach Bayern zu eilen, und den Kurfürsten in sein Land zurückzusetzen, ganz vergessen, und hielt ihn so lange auf, bis die entsetzlichsten Drangsale die Stände der geplünderten Län-

der zwangen, sich zusammen zu nehmen, und Mittel zu ihrer Rettung zu veranlassen. Die Stände des fränkischen und schwäbischen Kreises gaben der Versammlung auf dem Reichstage zu Regensburg zu verstehen, daß sie auf den Fall, daß ihrem Elend von Seite des gesammten Reichs nicht gesteuert werden sollte, genöthigt werden dürften, von ihrem Kriegsbündniß mit dem Kaiser abzustehen, und sich mit Frankreich zu setzen. Die Furcht, daß eine Spaltung unter den Reichsständen entstehen möchte, trieb den Kaiser zu schleunigen Maßregeln, dem Unfug des Marschalls von Villars mit Nachdruck zu begegnen; und da ihm mehrere Entwürfe, zu einer Vermehrung von Truppen die Mitwirkung deutscher Stände zu erhalten, mißlungen waren, einen Fürsten in Anspruch zu nehmen, welcher ihm und dem Reiche besondere Verbindlichkeiten hatte, und haben mußte. Dieser Fürst war Georg Ludwig von Braunschweig-Lüneburg-Hannover, dessen Vater, Ernest August, der Kaiser Leopold I. bereits im Jahre 1692 die Erhebung zur neunten Kurwürde mit dem Amte eines Reichspannerherrn zugesagt, dann (nach dessen im Jahre 1698 erfolgten Hintritt) auch ihn, den eben genannten Georg Ludwig, im Jahre 1699 mit eben derselben Würde belehnt, und welchen jetzt nicht weniger auch der Kaiser Jo-

seph I. (ungeachtet der Widersprüche des reichsfürstlichen Kollegiums, welches in Rücksicht geleisteter Hilfe den 30. Juni 1708 seine Einwilligung gab) standhaft unterstützt hatte. K. Joseph I. wollte, daß dieser Kurfürst, als welcher aus seinen eigenen Landen ein ergiebiges Korps stellen konnte, das Amt eines obersten Reichsmarschalls übernehmen sollte, und Georg Ludwig erklärte sich, nachdem der vorige Reichsfeldmarschall und Markgraf von Bayreuth unter dem Vorwand seines hohen Alters (er war den 27. Juli 1644 geboren) seine Würde niedergelegt, und nachdem überdieß die Königinn Anna von England für einige tausend Mann sächsischer Hilfstruppen sorgen zu wollen, versprochen hatte, die Anführung der Reichstruppen übernehmen zu wollen. Er erschien im September 1707, und gab der Sache unverzüglich eine bessere Wendung. Ohne erst den Zeitpunkt abzuwarten, bis er dem Marschall von Villars eine förmliche Schlacht würde liefern können, befahl er einem seiner Generale, dem Grafen von Merci, einen französischen General, den Marquis von Vivans, welcher bei Offenburg stand, anzugreifen, und ein warnendes Beispiel zu geben, was die deutsche Kraft unter einer kräftigen Anführung vermöge. Der Graf von Merci vollzog den 24. Sept. 1707 den Auftrag, und

tödtete 1500 Franzosen. Die übrigen ergriffen die Flucht. Auch der Marschall von Villars zog über den Rhein zurück, wo im J. 1708 nichts Erhebliches vorfiel.

Niemand war mit dem Feldzug des Jahres 1708 weniger zufrieden, als der Kurfürst Maximilian von Bayern, welcher, nachdem er ehemals in den Türkenkriegen von ganz Europa bewundert, seit diesem spanischen Erbfolgekrieg aber stets und überall von einem feindseligen Verhängniß niedergehalten worden war, mit flammender Begierde sich um eine Gelegenheit umsah, sich Ruhm zu erwerben, und zu zeigen, was er, wenn nur auch das Glück ihm wohlwollte, vermöge. Eine solche Gelegenheit glaubte er zur Zeit, da von den Verbündeten die Stadt Ryssel belagert wurde, wahrgenommen zu haben. Er hatte, wie wir oben hörten, für das Jahr 1708 das Kommando am Oberrhein erhalten. Da er nun hier nichts, womit er sich hätte auszeichnen können, zu thun fand, so spornte ihn seine Ruhmbegierde zu dem Einfall, die Stadt Brüssel nehmen zu wollen. Diese Unternehmung war in der That glänzend, und die Ausführung gar nicht unmöglich. Die Stadt hatte sich keines Ueberfalles versehen, und der Kurfürst hatte darin viele Freunde, welche er sich ehemals durch seine Großmuth verbindlich

gemacht hatte. Die Stadt hatte auch, wie die Sachen standen, keinen Entsatz zu hoffen. Die Franzosen, seine Freunde, standen an der Schelde in einem gut verschanzten Lager, und zwar mit einer überlegenen Macht, welche es höchst unwahrscheinlich machte, daß sich Jemand sollte einfallen lassen, sie von ihrem Posten vertreiben zu wollen. Der Kurfürst rückte den 28. Nov. 1708 mit einigen tausend Mann vor die Stadt, forderte sie sogleich auf, griff sie, da eine abschlägige Antwort erfolgt war, sogleich an, und bemächtigte sich eines bedeckten Weges; allein der Befehlgeber der Stadt, Paskali, verlor über der dringenden Gefahr seine Besinnung nicht; er hatte sich wider alle Mißfälle, welche von heimlichen Freunden des Kurfürsten zu fürchten seyn konnten, sicher zu stellen, und seine Besatzung zu ermuntern gewußt. Diese Besatzung gab den bayerischen Truppen volle Gelegenheit, ihre Unerschrockenheit zu zeigen. Diese Truppen wurden durch die Gewalt des Feuers, welchem sie bei ihrem Anlauf bloß gestellt waren, öfters zurückgedrängt, und kamen immer wieder zurück, kamen zuletzt über Hügel getödteter Waffenbrüder zurück. Dieß vermochte nichts über die noch Unverletzten. Man kündigte diesen, da jede Stunde kostbar war, an, daß sie einen allgemeinen Sturm würden vornehmen müs=

sen. Sie stürmten heran, als ihre Vorposten die Nachricht brachten, daß Marlborough von Ryssel heranrücke. Die Franzosen hatten ihn, zum Erstaunen verständiger Leute, über die Schelde gelassen. Der Kurfürst mußte sich auf der Stelle zurückziehen, und große Umwege nehmen, um seinen Feinden nicht noch vollends in die Hände zu fallen; aber auch in Mons, wo er, wie wir oben vernahmen, seit dem Verlust von Brüssel, seinen Aufenthalt genommen hatte, haben ihn, wie wir gleich hören werden, im J. 1709 die Verbündeten beunruhigt, und er mußte nach Namur (der Hauptstadt der Grafschaft dieses Namens an der Maas) wandern, und ohne ferner mit einer Befehlshaberstelle sich abzugeben, in einer für ihn höchst traurigen Zurückgezogenheit, und selbst wegen seines Unterhaltes in einer peinlichen Verlegenheit leben, deren ihm bis dahin ganz und gar unbekannte Last erst noch auf das äußerste verbittert wurde, als er bei seiner Reise nach Versailles, wohin er sich im November 1709 in der vollen Erwartung einer hinlänglichen Unterstützung, unter dem Namen eines Grafen, begeben hatte, zu seiner unbeschreiblichen Bestürzung erfahren mußte, daß eine Summe Geldes von 2500 Louisd'or, dann ein Diamant, von 50,000 französischen Pfunden am Werth, alles sey, was,

wie ihn Herr von Torcy, welcher sie ihm zu überliefern hatte, mit einem Tone voll Wehmuth versicherte, was sein Herr, der König Ludwig XIV., noch aufbringen konnte, um ihm zu seiner Abreise behilflich zu seyn. Der Kurfürst verbeugte sich stillschweigend, und entfernte sich, in einem Zustand, dessen Beschaffenheit sich leichter fühlen, als schildern läßt. Wo er hinsah, erblickte er Wüsteneien und Gewitterwolken, welche ihm jede Aussicht verschloßen. So wie damals der Strom des Kriegsglückes für die Verbündeten unwiderstehlich sich fortwälzte, schien für ihn sogar die Hoffnung, daß er wenigstens sein Stammland Bayern wieder erhalten werde, auf immer verloren zu seyn.

§. V.

1709. 1710. 1711. a) Jenes Kriegsglück begünstigte die Verbündeten in den Niederlanden auf eine Art, durch welche das Schicksal dieses Landes und mit ihm das Schicksal anderer streitiger Länder entschieden zu seyn schien. König Ludwig XIV. versuchte alles, was in seiner Macht stand, diese wichtigen Lande zu retten, und da er die Feldherren, welche im Jahre 1708 daselbst, und zwar unglücklich gekämpft hatten, in dem J. 1709 nicht mehr

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

dahin schicken wollte; den Herzog von Burgund nicht, weil dieser Prinz sich zu sehr gewagt, den Marschall von Vendome nicht, weil dieser bei der Schlacht vor Oudinarde mit dem Prinzen sich in etwas entzweit hatte, so wählte er den Mann, auf dessen Kühnheit und Glück er sich mit einiger Beruhigung verlassen zu können glaubte; er wählte nämlich den Marschall von Villars; aber sobald er diesen Feldherrn, auf welchen er sonst sein unumschränktes Vertrauen zu setzen gewohnt war, im Lager mit den Anstalten, eine Schlacht zu liefern, beschäftigt, und ihn allein an der Spitze der Armee sich vorstellte, trieb ihn ein ungewöhnlicher Kummer, ihm noch einen Feldherrn nachzuschicken, den Marschall von Bouflers, einen bewährten Kriegsmann, der bei seiner ausnehmenden Kriegskenntniß und Erfahrenheit durch eine besonders bescheidene und nachgiebige Art sich seine Mitgenerale zu gewinnen wußte, und der dann auch bei seiner Ankunft im Lager des von Villars, nur nach vielen und inständigen Bitten und Vorstellungen dieses Marschalls, welchem er durchaus untergeordnet seyn wollte, nachgiebig einwilligte, die oberste Anordnung der Dinge mit seinem Freund von Villars gemeinschaftlich besorgen zu wollen. Man kann sich vorstellen, daß diese zwei schon durch viele vorgegangene

Kriegsjahre verewigten Helden jede kühne und wohlausgedachte Vorbereitung und Veranstaltung, welche dem Besitz einer vollendeten Kriegskenntniß zu Gebot stehen, werden getroffen haben, um die Anschläge ihrer Feinde schon gleich mit einem und andern Schlag zu zernichten.

Diese Feinde, Eugen und Marlborough, rückten (wegen einiger Friedensunterhandlungen, von welchen gleich die Rede seyn wird, ziemlich spat) erst im Juli 1709 heran, und zwar gerade auf ihre Gegner los, welche zwischen Lens und Bassee wohl verschanzt standen; und da sie nach einigen Versuchen, jene Gegner zu einer Schlacht zu reizen, wahrnahmen, daß sie sich vergeblich bemühen würden, ihre Absicht zu erreichen, so schlugen sie einen andern Weg ein, dieselben herauszulocken. Sie nahmen sich vor, Städte in Flandern wegzunehmen, und machten mit der (an der Schelde gelegenen) Festung Tournay oder Dornick den Anfang; was sie recht gut berechnet hatten; denn wiewohl jene Festung ganz vortrefflich gebaut, und noch überdieß mit einem verläßigen Feldherrn, dem Marquis von Sürville versehen war, so war sie gleichwohl auf einen anhaltenden Widerstand nicht gefaßt. Man hatte keine Belagerung erwartet. Die Stadt hatte den größten Theil ihrer Besatzung zur

Armee abgegeben; sie hatte weder Lebensmittel noch Geld. Der Erfolg dieses Zustandes traf dann auch bald ein. Nachdem der Statthalter so viel gethan hatte, als man thun muß, um der Ehre eines verständigen und rechtschaffenen Vertheidigers genug zu thun, ergab sich den 24. Juli 1709 die Stadt, und den 31. August das Schloß. Die Erhaltung beider Eroberungen wurde einer Besatzung von Holländern anvertraut.

Nun rückten Eugen und Marlborough vor Mons, die Hauptstadt im Hennegau. Dieß setzte die französischen Marschälle, nachdem sie der Wegnahme von Tournay ruhig zugesehen hatten, in Bewegung, aber da sie den 9ten Sept. 1709 bei ihrer Ankunft an dem Paß von dem (unweit der Stadt Bavay gelegenen) Dorfe Malplaquet ihren Feind erblickten, fiengen sie, anstatt sogleich auf ihn loszugehen, mit vereinigter Anstrengung an, sich in die vortheilhafteste Lage, und in die beste Bereitschaft auf den Fall zu setzen, daß er wider sie herankommen würde. Dieses Heranrücken (da Eugen und Marlborough noch die Ankunft einiger Truppen von Tornay erwarteten) gieng erst den 11. Sept., mithin erst nach zwei Tagen vor sich, während welcher die Franzosen volle Zeit hatten, sich an schwächern Posten nicht nur mit einem fürchterlichen Verhau,

sondern überdieß mit einem dreifach über sich gehobenen und mit Kanonen besetzten Walle zu verschanzen. Die Franzosen hatten überdieß ihren Stand zwischen zwei Wäldern genommen, und zählten an die hundert tausend Mann. Der Marschall von Villars besorgte den rechten, der Marschall von Bouflers den linken Flügel. Jeder Angriff auf sie schien ein tollkühnes Wagestück, und schlechterdings unausführbar zu seyn; aber Eugen und Marlborough rückten heran, und den 11. September 1709 begann die berühmte Schlacht bei Malplaquet, (sie wird auch von andern nahe gelegenen Orten die Schlacht bei Bleaugies, bei St. Aunoi, bei Tanieres genannt) welche ein siebenstündiges, ununterbrochenes Gemetzel vorstellte. Der Sieg hatte sich bald auf diese, bald auf jene Seite geneigt; aber ein neuer Angriff desjenigen Theils, welchem einige Nachtheile zugegangen waren, zernichtete wieder die Entscheidung. Jeder focht, als käme es allein auf ihn an, zu entscheiden, und so ward es ein Gefecht neuer, ungesehener Art. Selbst der Marschall von Villars erhielt eine Wunde über dem Knie, und wurde ohnmächtig bei Seite geschafft. Die Verbündeten benutzten die Bestürzung, welche darüber unter den Franzosen, die ihren Anführer getödtet glaubten, entstanden war, und bald darauf griff

Eugen die Schanze mit einer ganzen Reihe schwerer Kanonen an, deren Gewalt alles zerschmetterte. Die Verbündeten drangen vor, und der Streit nahm eine Wendung, bei welcher der Marschall Bouflers es für klug hielt, sich zurückzuziehen; was er auf eine Art ins Werk setzte, welche ihm die Bewunderung der Verbündeten zuzog, und sie abhielt, ihn zu verfolgen. Die Franzosen sollten nicht mehr, als achttausend und einige hundert Mann an Getödteten, Verwundeten und Gefangenen, die Verbündeten aber überhaupt an die 6000 Getödtete, und bei 13,000 Verwundete gezählt haben.

Für die Verbündeten, welche (wenigstens vor dem Anfange dieses Feldzuges) den Franzosen an der Truppenzahl überlegen waren, war jener Verlust keineswegs so erschöpfend, daß sie nicht sogleich wieder eine neue Unternehmung hätten vor sich nehmen sollen. Sie nahmen neuerdings die Belagerung von Mons vor, wobei Eugen und Marlborough mit ihren Heeren bloße Beobachter vorstellten, und die Ehre der Eroberung dem Erbprinzen Friedrich von Hessen-Kassel (General der holländischen Reiterei, und Generalmajor in England ꝛc. nachmaligem König in Schweden) überließen. Jene Ehre ward dem tapfern Herrn den 20. Oktober 1709, da die Stadt sich ergeben hatte, zu Theil.

Im Jahre 1710 wurden in den Niederlanden die Eroberungen von den Verbündeten fortgesetzt, und damit frühzeitig, und mit der strengsten Thätigkeit angefangen. Schon im März hatten Eugen und Marlborough ihre Heere bei Dornick (Tournay) versammelt, hatten den 21. April die Linien, welche von den Franzosen an der Dyle zur Bedeckung der (an der Scarpe fünf Meilen von Cambray gelegenen) Stadt Douay und anderer Grenzfestungen errichtet worden waren, durchbrochen, und sogleich um jene Stadt, welche gut bestellt, und noch überdieß mit einem festen Schlosse versehen war, sich gelagert. Sie erhielten täglich Verstärkungen, so daß sich ihre Armee bald auf 125,000 Mann belief. Bei einer solchen Ueberlegenheit war auf einen unbedingten Widerstand der Besatzung nicht zu rechnen, und alles, was diese thun konnte, war, sich so lang, als möglich, tapfer zu wehren, (sie machte 32 Ausfälle) und sich erst dann, wann alle Mittel zu ihrer Rettung erschöpft wären, mit rühmlichen Bedingungen zu ergeben. Dieß that sie, nachdem sie 4000 Getödtete und Verwundete gezählt (die Belagerer aber 2142 Todte, und 5465 Verwundete hatten) den 27. Juni 1710. Auch die (in der Grafschaft Artois, sechs Meilen von Ryssel, an dem Flusse Biette gelegene) kleine, aber

wohl befestigte Stadt Bethune wehrte sich tapfer, und ergab sich erst nach einer Belagerung von vielen Wochen, den 29. Aug. 1710. Diesem Schicksal mußte sich den 30. Sept. Saint Venant, und den 9. Nov. 1710 die (an der flanderischen Grenze an dem Flusse Lis in Artois gelegene) Festung Air oder Arien, nach einer langen und hartnäckigen Gegenwehr, ergeben; was der Marschall von Villars, welcher sich im Mai zu seiner (153 Bataillone, und 262 Geschwader zählenden) Armee begeben hatte, sogar nicht hinderte, daß er sich vielmehr darauf einschränkte, mit den ihm untergeordneten Generalen, dem Marschall von Montesquiou, dem Herzog von Berwick, und dem bayerischen Feldmarschall Grafen Johann Bapt. von Arco (dieser führte den linken, Berwick den rechten Flügel) an verschiedenen Orten neue Stellungen zu nehmen, dann endlich sich dem Lager, welches Eugen und Marlborough zwischen Lens und Vitry genommen hatten, zu nähern, es zu betrachten, und wieder davon zu ziehen. Bei den glücklichen Ereignissen, mit welchen die Verbündeten alle ihre Schritte begleitet sahen, war es nicht befremdend, wenn sie in der Folge ihre Hauptabsicht dahin richteten, in das Innere von Frankreich und bis nach Paris vorzudringen; wenn sie (was sie wirklich thaten) in der Pi-

cardie Brandschatzungen eintrieben, Champagne durchstreiften, gegen Dauphiné einbrachen; wenn ihre Streifpartheien bis an die Thore von Paris kamen, und daselbst den ersten Stallmeister, in der Meinung, daß es der Dauphin sey, aufhoben, und mit sich fortführten.

b) Den Entschluß, in das Innere von Frankreich zu dringen, hatte bereits im Jahre 1709 der Kurfürst von Hannover, Ernest August, welcher, wie wir oben hörten, die Anführung der deutschen Truppen am Rhein übernommen hatte, auszuführen sich vorgesetzt, und bei einer thätigern Unterstützung, als diejenige war, welche ihm von dem deutschen Reiche geleistet ward (man schickte ihm weder eine hinlängliche Mannschaft, noch das nöthige Geld, sie zu bezahlen) möchte die Unternehmung nicht ohne Erfolg geblieben seyn. Nachdem sich dieser Feldherr (endlich im Monat August) 1709 (größtentheils durch die Anstrengung des Kaisers und der Engländer) in eine solche Verfassung, bei welcher er seinem Gegner, dem französischen Marschall von Harcourt, der mit seiner Armee hinter wohlbestellten Linien bei Weißenburg und Lauterburg stand, unter die Augen treten konnte, gesetzt sah, nahm er allen Schein an, jene Linien angreifen zu wollen, schickte aber, wie

er sich schmeichelte, ganz in Geheim, die Grafen Merci und la Tour mit einem Korps von ungefähr 7000 Mann, mit welchem sich der in Piemont gestandene Graf von Daun nach dem ihm zugegangenen Auftrag vereinigen sollte, ab. Dieses Korps gieng durch das Gebiet von Basel nach Oberelsaß bis an die (zwischen Breisach und Hüningen gelegene) Insel Neuburg, welche es besetzte, dann eine Brücke über den Rhein schlug, und sich anschickte, seinen Weg nach der Grafschaft Burgund oder Franche Comté, wo es der Graf Daun erwarten sollte, zu nehmen; allein den 21. August 1709 wurde es von einem französischen, 12,000 Mann starken Heere, das der Graf von Boury anführte, bei Rumersheim unvermuthet angegriffen, und so übel zugerichtet, daß es über 1000 Mann an Getödteten, und 1500 an Gefangenen verlor. Der Graf von Merci eilte über den Rhein zurück dem Schwarzwald zu, der Kurfürst von Hannover aber in seine Linien bei Ettlingen, indessen der Marschall von Harcourt das Markgrafthum Baden und dessen Umgebungen brandschatzte. Bei diesen Vorfällen blieb es im Jahre 1709, und auch im Jahre 1710 kam es in den Rheingegenden (so wie in Italien, wo der Graf von Daun wider den französischen Marschall von Berwick keine bedeutende Unternehmung

ausführen konnte) zu nichts Entscheidendem, indem die Hauptstärke der beiderseitigen Truppen nach den Niederlanden, und nach Spanien zu ziehen hatte, wo demnach ungleich wichtigere Dinge zur Entscheidung des Erbfolgekrieges vorfielen.

c) Wir haben eben das Merkwürdigste dessen, was sich während der Jahre 1709 und 1710 in den Niederlanden zutrug, vernommen. Auch in Spanien waren während eben derselben Jahre die Vorfälle für die Verbündeten mit einem glänzenden, wiewohl auch wieder sehr unstäten Glück begleitet. Zwar widerfuhr den, für den König Carl III. fechtenden, Portugiesen das Unglück, den 7. Mai 1709 zu Atalaya bei Badajoz von dem Anführer der spanischen Armee des Königs Philipp V., dem Marquis von Bai, überfallen und geschlagen zu werden; aber dagegen wurden die Verbündeten durch wichtigere Vortheile entschädigt; denn nicht nur nahm die vereinigte Flotte auf dem mittelländischen Meere eine Menge Getreidschiffe, deren man in Frankreich und Spanien höchst bedürftig war, weg, sondern in Arragonien schlug der Graf von Starenberg die Franzosen von der Stadt Benascus, welche sie erobert hatten, weg, machte sich dann von Balaguer, Ager und andern Plätzen Meister, und da bald darauf frische

Truppen, deren Mangel ihn bisher an wichtigern Unternehmungen gehindert hatte, ankamen, suchte er seine Feinde auf, und nachdem er sie erst bei der kleinen Stadt Almenara, den 27. Juli 1710 seine Uebermacht hatte fühlen lassen, schlug er vollends die, vom Marquis von Bai angeführte, spanische Hauptarmee den 20. Aug. bei Saragossa, der Hauptstadt des Königreiches Arragonien, wandte sich dann (wiewohl ganz wider seinen Willen, und nur auf das ungestümste Dringen der engländischen und spanischen Generale) nach Castilien, und führte den König Karl III., welcher sich bei jener Schlacht durch persönliche Tapferkeit außerordentlich hervorgethan hat, nach Madrit. Hier erblaßte die Göttinn des Glücks, welche ihn bisher huldvoll angelächelt hatte. Schon gleich sein Einzug den 28. September 1710 war von Erscheinungen einer ganz ungewöhnlichen Art, und von der schlimmsten Bedeutung begleitet. Die Einwohner jener Hauptstadt waren ganz für den König Philipp V., welcher sie mit Wehmuth verlassen hatte, gestimmt, und verläugneten sich nicht. Die Bürger schloßen bei der Ankunft Karls III. ihre Gewölbe und Läden, und verschloßen sich in ihre Häuser. Niemand rief ihm einen Willkomm zu, und da der, von einer Begegnung dieser Art äußerst betroffene Kö-

nig Karl **III.** den Präsidenten bei dem Rathe von Castilien, den Marquis von Mansera, aus dem Hause Toledo, einen von Alter gebeugten Greisen vor ihm zu erscheinen befahl, mußte er von diesem Haupt der Nation eine Erklärung, welche ihn vollends in die äußerste Bestürzung setzte, vernehmen. „Ich bin hundert Jahre alt," sagte dieser Präsident, „und habe nur noch wenige Tage zu leben. Diese will ich in Ehren beschließen. Ich habe nur Einen Glauben, so auch nur Einen König. Dieser ist der König Philipp. Ihm habe ich meine Treue geschworen, und meinen Schwur will ich halten. Sie sind der Erzherzog Karl von Oesterreich, und sind ein großer und großmüthiger Fürst; aber ich werde nie sagen, daß Sie mein Fürst und mein Herr sind." Karl, den diese edle und feste Rede ganz durchdrang, untersagte den Seinigen auf das schärfste, den Einwohnern einiges Leid zuzufügen, konnte aber gleichwohl einige gräßliche Unordnungen, welche von den Truppen der Verbündeten außer der Stadt verübt wurden, nicht verhindern. Er selbst hatte übrigens, was auch sein Oberfeldherr der Graf von Starenberg that, die unglücklichen Folgen eines Zuges nach Madrit deutlich vorhergesagt. Er blieb nur eine einzige Nacht in dieser Stadt, während welcher er mehr, als Einmal, den Ruf „es

lebe Philipp V.!" vernehmen mußte. Ganz Castilien war wider ihn, und alle Klassen der Landbewohner lieferten dem französischen Feldherrn, dem Marschall von Vendome, welchen König Ludwig XIV. zu ihrem Beistand beorderte, Geldbeiträge, Truppen und Lebensmittel, woran es dem König Karl III. gänzlich fehlte. Sein Heer zählte (nachdem die Portugiesen, deren Beistand für ihn ganz Spanien hätte retten können, sich schlechterdings weigerten, ihre Truppen mit den seinigen zu vereinigen) höchstens 14,000 Mann, mit welchen er, um ihr Leben zu fristen, täglich so viele Ortschaften, als bei den angestrengtesten Märschen möglich war, zu erreichen suchen, und die er zuletzt vollends theilen mußte. Nun war erst noch ein zweites französisches Heer unter dem Feldherrn Noailles aus Frankreich in Catalonien eingefallen. Den 10. December 1710 fiel endlich zwischen dem Marschall von Vendome, bei dessen Armee sich König Philipp V. persönlich einfand und mitfocht, und dem Feldmarschall von Starenberg bei Villa viciosa ein Gefecht vor, dessen Ausgang, wiewohl er so beschaffen war, daß nicht weniger zu Barcellona und Paris, als zu Wien ein Dankfest gehalten wurde, dennoch dem Feldmarschall von Starenberg, nachdem er sehr viele Leute und Kriegsvorräthe verloren hatte,

die Nothwendigkeit auflegte, nach Catalonien seinen Rückzug zu nehmen, wo jetzt die Städte Barcellona und Tarracona das Einzige waren, was seinem Herrn, dem König Karl III., am Ende des Jahres 1710 in Spanien noch übrig war.

Da übrigens die Hauptursachen, wegen welcher diese Unfälle herbeigeführt wurden, der Mangel an Lebensmitteln, und an Truppen, so beschaffen waren, daß sie in dem folgenden Jahre leicht wieder ersetzt werden konnten, so änderten sie die Lagen und Verhältnisse der Dinge keineswegs in einem solchen Grade, daß die Vortheile auf der Seite der Verbündeten nicht dennoch überwiegend geblieben seyn sollten; zumal da sich für den Kaiser Joseph I. mehrere glückliche Fälle und Umstände ereignet hatten, welche ihm freiere Hände verschafften, und sein Ansehen und seine Macht vermehrten.

Unter jene Fälle gehört die Beilegung einiger Irrungen, welche sich zwischen Pabst Clemens XI., und dem Kaiser Joseph I. ereignet, und einige Jahre fortgedauert hatten. Schon im Jahre 1705 hatten sich wegen eines römischen Edelmannes, den der päbstliche Fiscal wegen einer den päbstlichen Gerichtsdienern zugefügten Beleidigung mit Arrest hatte belegen lassen, Mißhelligkeiten ergeben, welche die Folge hatten, daß der kaiserliche Gesandte,

Graf von Lamberg, welcher sich um jenen Edelmann, als um eine unter dem Schutze seiner Gesandtschaft gestandene Person, annahm, die Stadt Rom ohne Abschied verließ, und daß der päbstliche Nuntius auf kaiserlichen Befehl auch Wien verlassen mußte. In eben jenem Jahre 1705 ergab sich noch eine andere Irrung. Die älteren Kaiser hatten das Recht eingeführt, zu geistlichen Pfründen Einmal eine Person in Vorschlag zu bringen, welchen Vorschlag man erste Bitten (primas preces) eines Kaisers nannte. Nun war es Kaiser Friedrich **III.** eingefallen, dazu die Einwilligung des Pabstes nachzusuchen, und die nachgefolgten Kaiser thaten ebendasselbe; allein der Kaiser Joseph **I.** unterließ es, in der Rücksicht, daß das Recht der ersten Bitten den Kaisern durch den westphälischen Frieden ohne Klausel bestätiget worden war, und empfahl sub 19. Junii 1705 dem Domkapitel zu Hildesheim einen Precisten, wowider Pabst Clemens **XI.** seinen Widerspruch einlegte, und jenem Kapitel ein Verbot zuschickte. Dieser Pabst befand sich bei dem Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges überhaupt in einer peinlichen Verlegenheit. Er hatte sich, nachdem ihm seine Bemühung, den Ausbruch des Krieges zu vermitteln, nicht gelungen war, erklärt, keinem Theile beitreten zu wollen; aber

es konnte nicht an häufigen Veranlassungen fehlen, wobei beide kriegführende Theile an ihn solche Zumuthungen stellten, wovon er keine erfüllen konnte, ohne den andern Theil, oder wohl gar beide sich abgeneigt zu machen. Weil er sich, gemäß seines Vorsatzes, ohne Parthei zu bleiben, geweigert hatte, den Erzherzog Karl von Oesterreich als König von Spanien zu erkennen, so wurde er einer offenbaren Partheilichkeit für Frankreich (wozu wohl auch einige, zur Unzeit an Tag gelegte, Aeußerungen beigetragen haben mögen) bezüchtigt, und nach der (den 7. Sept. 1706 geschehenen) Einnahme von Turin, da ganz Oberitalien der kaiserlichen Herrschaft anheim fiel, rückten nach den Herzogthümern Parma und Placenz kaiserliche Völker, welche daselbst die Winterquartiere nahmen, und (was auch einigen Strichen des Kirchenstaats zugemuthet wurde) Kriegssteuern erhoben. Auch wurden die deutschen Völker, welche nach Neapel giengen, durch päbstliche Länder, wo sie der Stadt Rom oft sehr nahe kamen, geführt, und im Jahre 1708 wurden alle Gelder, welche sonst aus dem Mailändischen und Neapolitanischen nach Rom bezahlt worden waren, mit Arrest belegt. Beide Theile fochten anfangs mit der Feder. Kaiserlicher Seits wurde von den Pflichten der Reichslehnbarkeit, mit welcher italienische

Provinzen dem Kaiser und Reich zugethan wären, dann von alten Rechten und Forderungen der Kaiser und des Reiches an den päbstlichen Stuhl; von Seite dieses Stuhles aber wurde von päbstlichen Lehen, vom unverletzlichen Kirchenstaat u. dgl. gesprochen, und (nach dem alten Herkommen der römischen Kurie) gegen die Anführer der deutschen Truppen mit dem Kirchenbann verfahren; was (da vorauszusehen war, daß auf einen solchen Bann Niemand eine Rücksicht nehmen würde) die weitere Folge hatte, daß das päbstliche Ansehen wenig geschont wurde; allein bei der Verhängung des Kirchenbannes blieb es nicht. Als der Kaiser deutsche Truppen ins Ferrarische schickte, welche Comachio einnahmen und befestigten, und selbst Ferrara berannten, mischte sich auch König Ludwig XIV. in die Sache, indem er dem Pabst französische Officiere, und den Marschall Tesse zuschickte, welcher einen allgemeinen Bund aller italienischen Fürsten wider den Kaiser unterstützen sollte. Es wurden demnach päbstliche Truppen, welche ein Graf von Marsigli anführen sollte, geworben, und zum Unterhalt derselben wurden nicht nur von Kardinälen die ergiebigsten Geldbeiträge eingeschickt, sondern es wurde mit Genehmigung Clemens XI. auch von dem vom Pabst Sixtus V. hinterlegten Schatz eine sehr be-

trächtliche Summe erhoben. Gleichwohl blieb, was jeder Halbverständige in Voraus wissen konnte, der Kriegsstand des päbstlichen Hofes eine schwächliche Erscheinung; und als der kaiserliche Feldmarschall Graf von Daun mit einigen Regimentern nach Ferrara, der Prinz Philipp von Hessendarmstadt aber aus dem Neapolitanischen gegen den Kirchenstaat und Rom anrückte; als zu gleicher Zeit ein engländisches und holländisches Geschwader die Küsten des Kirchenstaates bedrohte, so mußte der Pabst sich zum Ziele legen, und den 15. Jänner 1709 einen Vertrag unterzeichnen, vermöge dessen er seine Truppen bis auf 5000 Mann abdanken, seinem Bündnisse mit Frankreich entsagen, und was eine Hauptsache war, den Erzherzog Karl, als seinen geliebten Sohn, und katholischen König von Spanien, und beiden Indien begrüßen und erkennen, andere streitige Punkte aber auf den Weg der Untersuchungen und Entscheidungen verweisen lassen mußte.

Auch die Sicherheit, welche Kaiser Joseph I. von Seite des wegen seiner Kriegssucht berüchtigten Königs von Schweden, Karl XII. im Jahre 1709 erhalten hatte, war ein glücklicher Umstand, der ihm auf alle Fälle trefflich zu Statten kam. Dieser von allen damaligen Regenten Europas gefürchtete Eroberer,

nachdem er im J. 1704 den Kurfürsten von Sachsen, und König von Polen, Friedrich August, weil dieser Herr Liefland wieder an Polen bringen wollte, abgesetzt, und dagegen den Stanislaus Lesczinsky, Feldherrn von Großpolen und Woywode von Posen (den 12. Juli 1704) zum Thron befördert hatte, bekam im Sept. 1706, nach einer den sächsischen Truppen beigebrachten gänzlichen Niederlage, den Einfall, unmittelbar nach Sachsen zu gehen, und von diesem Lande aus (er zog aus demselben, wo er ein volles Jahr blieb, 23 Millionen, vermehrte seine Armee, welche zuletzt 43,000 Mann zählte, über die Hälfte, kleidete sie neu und prächtig, machte sie beritten, und ließ sich dafür rühmen, daß er nicht als Feind, sondern als der großmüthigste Gewährsmann des Friedens nach Sachsen gekommen sey) über ganz Deutschland, und vor allen über den Kaiser Joseph I. bange Erwartungen zu verbreiten, als dessen Erbländer damals wegen der vielen Kriege, zu welchen er Truppen versenden mußte, von allen haltbaren Besatzungen entblößt, und jedem, der sie aus der Nähe hätte anfallen wollen, geöffnet waren. Da es überdieß allgemein verlautete, daß man von Seite Frankreichs jenen Eroberer zu gewinnen, und ihn mit der (für seine unermeßliche Einbildung vollkommen geeigne-

ten) Vorstellung, daß er, sobald er wollte, der Entscheider des spanischen Erbfolgekrieges werden könnte, wider den Kaiser zu reizen sich bemühte; da ferner die Nachricht des Marlborough, welchen man, wie oben vorkam, nach Sachsen schickte, um die Gesinnungen des Karl XII. zu erforschen, zwar nicht niederschlagend, aber auch nicht beruhigend lautete; da man vielmehr am kaiserlichen Hofe mehr, als Einmal bemerken mußte, daß man schwedischer Seits wirklich nur auf eine Gelegenheit, die man zum Vorwand von Feindseligkeiten nehmen könnte, laure, so konnte man kaiserlicher Seits nicht behutsam und nachgiebig genug seyn, um jedem Vorwand zu irgend einer Mißhelligkeit auszuweichen, und K. Joseph I. mußte sich gefallen lassen, verschiedene Forderungen, welche an ihn vom König Karl XII., während des Aufenthaltes des Marlborough in Sachsen, gestellt worden, und welche so beschaffen waren, daß sie, bei einer andern Lage der Dinge, abgelehnt worden seyn dürften, ohne langes Zaudern zu bewilligen. Eine jener Forderungen wollte, daß den Protestanten in Schlesien alle ihre Kirchen, welche sie seit dem westphälischen Frieden verloren hatten, wieder eingeräumt, und daß ihnen überhaupt die freie Ausübung ihrer Religion gestattet werden sollte. Kaiser Joseph I. sagte

die geforderte Freiheit zu, und gab den Protestanten in Schlesien 125 Kirchen zurück. Wenn übrigens Karl XII., der sich damals anderswo zu thun machen wollte, die Sache dießmal bewenden ließ, so blieb man darum bei seinen unbändigen Launen wegen der Zukunft nie gesichert; aber auch diese Versicherung wurde dem Kaiser Joseph I. zu Theil; da Karl der XII. nach neun, mit ununterbrochenen Siegen und Triumphen vollbrachten Jahren, endlich an den Grenzen der kleinen Tartarei bei Pultowa, den 27. Juni 1709 vom Czar, Peter Alexiewiz, aufs Haupt geschlagen, seine ganze Armee theils getödtet, theils gefangen genommen, er selbst aber, mit einem kleinen Gefolge, seine Zuflucht zu den Türken zu nehmen gezwungen, und mithin das ganze Gewebe seiner, ihm von der unbändigsten Eitelkeit eingegebenen Plane in einem Augenblicke zerstöret ward. Sogleich bestieg auch Friedrich August wieder den polnischen Thron. Was aber dem K. Joseph I. vor allen Dingen das erwünschteste Ereigniß seyn mußte, war die glückliche Beendigung der Kriege in Ungarn, welche, wie wir bereits im Leben des Kaisers Leopold I. hörten, hauptsächlich von Franz Leopold Ragoczy, wozu noch einige ungarische Grafen von Berchenn, Caroly und Forgatsch kamen, unternommen und

geleitet, und mit einer dergestalt wüthenden Hartnäckigkeit fortgesetzt worden, daß die dringendsten Vorstellungen, die großmüthigsten Versprechungen und Versicherungen, welche ihnen im J. 1706 von Kaiser Joseph I. und dessen Ministern, dann von den Gesandten von England und Holland, welche eine freundschaftliche Vermittlung auf sich nehmen wollten, wiederholt wurden, nicht das Geringste fruchteten. Ragoczy wurde mehr, als Einmal zum Fürsten von Siebenbürgen ausgerufen; und wiewohl er dafür von Zeit zu Zeit von den Feldherren des Kaisers empfindlichst gezüchtigt wurde (der kaiserliche Feldmarschall und Statthalter von Siebenbürgen, Graf Johann Ludwig von Rabutin z. B. tödtete ihm im J. 1709 bei Clausenburg einige tausend Mann, was ihm auch noch in diesem Jahre von einem andern kaiserlichen Feldherrn, dem Generalfeldmarschall Sibert Grafen von Heister (Heisler) bei Tyrnau widerfuhr), so blieben gleichwohl seine Streifereien nicht nur für Siebenbürgen und andere Länder höchst drückend und verheerend, sondern er spielte sogar in Oberungarn, wo es ihm im Jahre 1704 gelang, die wichtige Festung Neuhäusel in seine Gewalt zu bekommen, eine geraume Zeit den Meister, und die Ermunterungen, welche er vom spanischen Hofe erhielt (König Philipp

V. schickte ihm im Jahre 1709 das goldene Vlies) gaben ihm bei seiner Parthei stets wieder ein belebendes Ansehen; was aber dann doch in die Länge nichts beitragen konnte, nach erlittenen Niederlagen auch wieder sein Glück zu beleben. Nachdem ihm der eben genannte Heister bereits im August 1708 in der oberungarischen Grafschaft Trentschin sein Heer übel zugerichtet, und nachdem ein ähnlicher Unfall ihn im Jänner 1710 (im September dieses Jahres verlor er auch Neuhäusel wieder) betroffen hatte, so hatte er auch das bei solchen Ereignissen gewöhnliche Schicksal zu erfahren. Die Vornehmsten seines Anhanges suchten die Gnade des Kaisers, welche ihnen auch bewilligt, und sogleich eine Unterhandlung eingeleitet wurde, diese aber mit einem den 29. April 1711 zu Zatmar (einer auf den oberungarischen Gebirgen an den Grenzen von Siebenbürgen gelegenen Stadt) geschlossenem Vertrag geendigt wurde, vermöge dessen die eingezogenen Güter ihren vorigen Besitzern wieder zurückgegeben, den Protestanten ihre Gewissensfreiheit, und der ganzen Nation ihre alte im Jahre 1690 erlangte Freiheit wieder bestätigt, Franz Leopold Ragoczy aber, dem der Friede nicht anstand, genöthigt ward, in entfernten Landen seinen Aufenthalt zu suchen; wie er dann einige Jahre in Paris sich ver-

weilet, dann nach der Türkei sich begeben, und im Jahre 1735 auf seinem (unweit der Handelsstadt Rodosto in Romanien gelegenen) Landgut sein Leben geendigt, seine Ruhestätte in Smyrna gefunden, übrigens aber die fürstliche Würde keinem seiner Söhne hinterlassen hat *).

Sobald Kaiser Joseph **I.** sich in der Lage befand, um die Beilegung aller Mißhelligkeiten in Ungarn und Siebenbürgen mit begründeter Zuversicht erwarten zu können, hielt er den Streit um die spanische Erbfolge zu seinem Besten für entschieden. Der Friede in Ungarn verschaffte ihm eine zahlreiche und geübte Armee, und diese, wie er hoffen konnte, für das folgende Jahr das Uebergewicht in Spanien, welches, verbunden mit seinem Kriegsglück in den Niederlanden den Ausgang des Krieges unaufhaltsam entscheiden mußte. Ja die Sache schien ihm bereits so viel, als geendigt, und es hieng nur von ihm und von seinen Verbündeten ab,

---

*) Er hinterließ zwei Söhne, Joseph und Georg, welche zu Wien als Privatmenschen eine gute Erziehung, und vom Kaiser einen Gehalt von einigen tausend Gulden erhielten, bald aber von Wien in die weite Welt fortrannten, und (zumal der Erstgeborne Joseph) nach verschiedenen, sonderbaren Abentheuern ihr Leben, und mit demselben ihr einst so berühmtes Geschlecht beschloßen.

die für sie über alle Erwartungen vortheilhafte Anerbietungen des Hofes zu Versailles anzunehmen. Wir haben oben gehört, was König Ludwig XIV. bereits im Jahre 1706 versprochen hatte. Solche Vorträge wurden, wie es zu geschehen pflegt, während des ganzen Krieges von Zeit zu Zeit, so wie nämlich für die Franzosen wieder eine unglückliche Hauptschlacht vorfiel, wiederholt. Die merkwürdigsten solcher Vorträge fielen in den Jahren 1709 und 1710 vor. In jenem versammelten sich die Bevollmächtigten aller Theile (von Seite Ludwigs XIV. der Marquis von Torcy, nebst dem Präsidenten Rouille, und dem Staatsrath Voisin, von Seite des Kaisers der Prinz Eugen, und der Graf Philipp Ludwig von Zinzendorf, von England Marlborough und Mylord Townshend, von Holland der Großpensionär Heinsius) zu Grauenhaag, und den 28. Mai 1709 unterzeichneten sie vierzig sogenannte Präliminarartikel, deren Inhalt überhaupt darin bestand: „Der König Ludwig XIV. von Frankreich sollte den Erzherzog von Oesterreich Karl als König der ganzen spanischen Monarchie mit den in allen Welttheilen dazu gehörigen Ländern erkennen, binnen zwei Monaten alle seine Truppen aus Spanien, Sicilien u. a. herausziehen, und wenn sein Enkel, der Herzog Philipp von Anjou, nicht

ein gleiches thun, oder der spanischen Krone nicht entsagen wollte, sollte er, Ludwig XIV., gehalten seyn, seinen Enkel Philipp mit Gewalt dazu zu zwingen. Ferner sollte Ludwig XIV. die Stadt und Citadelle Straßburg und Kehl, mit allen Zugehörungen, dem Kaiser und Reich, die Stadt Breisach aber unmittelbar dem Kaiser abtreten; dann sollte er Elsaß nicht anders, als nach dem buchstäblichen Inhalt des westphälischen Friedens, nämlich bloß die Landvogtei über die im Elsaß gelegenen zehn Reichsstädte, doch ohne die geringste Schmälerung der Rechte, Freiheiten und Vorzüge gedachter Städte, besitzen. Ferner sollte Ludwig XIV. die Festungen, welche er am Rhein von Basel bis nach Philippsburg besäße, schleifen lassen, die Stadt und Festung Rheinfels mit dem dazu gehörigen Gebiet dem Landgrafen von Hessenkassel, bis auf weiters, abtreten; — die Königinn Anna von Großbritannien für die rechtmäßige Königinn, dann die Erbfolge auf dem großbritannischen Throne in der protestantischen Linie für recht und gültig erkennen, mithin den sogenannten Prätendenten Jakob (Sohn des im Jahre 1688 abgesetzten Königs Jakob II.) aus Frankreich entfernen; — den Generalstaaten zu einer sogenannten Barriere oder Vormauer die Städte Furnes, sammt dem dazu gehörigen Amte,

das Fort Knocke und Menin nebst seinem Gebiete, Ypern, und die dazu gehörige Kastellanei und Oerter; ferner die Stadt und Kastellanei Ryssel (die Stadt und Herrschaft Douay ausgenommen) ingleichen Dornick, Conde und Maubeuge mit allem, was dazu gehört, abtreten u. s. a.

So wichtig und weitgreifend, und unglaublich diese und andere Forderungen der Verbündeten waren, so waren gleichwohl damals die Verlegenheiten des Hofes zu Versailles bei der Fortdauer seiner Unfälle noch größer und dringender. Ludwig der XIV. bewilligte jene Präliminarartikel fast unbedingt; er versprach, die Niederlande zu räumen, die von den vereinigten Staaten verlangten Grenzfestungen, ungeachtet durch ihre Abtretungen sein Königreich auf allen Seiten geöffnet würde, abzutreten, auf Spanien Verzicht zu leisten, und seinen Enkel Philipp zurückzurufen; und nur die, in der That harte Zumuthung, welche einer der zum Grund gelegten Friedenspunkte enthielt, daß er seinen Enkel Philipp in dem Falle, daß er aus Spanien nicht freiwillig abziehen, sondern in diesem Königreiche sich würde behaupten wollen, feindlich angreifen, und (was im Grunde die natürliche Folge war) wider ihn mit den Verbündeten eine gemeinschaftliche Sache machen sollte, lehnte

er (nebst andern wenigen Dingen, welche sich aber leicht würden haben beilegen lassen) von sich ab; indem er noch immer nicht verzweifelte, daß das Kriegsglück doch auch endlich für ihn sich erklären würde; allein dieses Glück verschlimmerte sich noch immer unheilbarer, und die den 11. Sept. 1709 bei Malplaquet vorgefallene, und andere nachgefolgte höchst widrige Ereignisse versetzten die Umstände des Hofes von Versailles von allen Seiten in die mißlichste Lage, und König Ludwig XIV. stellte jetzt ein schauerliches Bild von der Unbeständigkeit der menschlichen Größe dar. Dieser einst mit Stolz auf die Könige und Fürsten von Europa herabblickende, und gleichsam dem Schicksal gebietende, von seinen Franzosen für unüberwindlich gepriesene, und durch die ganze Welt vergötterte Monarch, mußte es jetzt mit Dank erkennen, daß man seine Gesandte nochmal hören, und ihre Vorschläge untersuchen möchte. Dieß geschah während der Monate März und April 1710 in der (südholländischen, etwa drei Meilen von Dordrecht gelegenen) Stadt Gertrudenberg. Die französischen Gesandten, der Marschall von Uxelles, und der Abt (nachmaliger Kardinal) von Polignac, hatten dießmal die in dem Zusammentritt des Jahres 1709 vorgetragenen Punkte bewilligt; nur meinten sie, daß es der Billig-

keit gemäß, ja, wenn man die Verzicht des Philipp auf ganz Spanien im Ernste verlangte, vielleicht schon der Klugheit gemäß seyn dürfte, dem besagten Philipp zu einiger Entschädigung doch noch einen kleinen Theil von Spanien, oder Neapel und Sicilien, oder Neapel und Sardinien zu belassen; nur beharrten sie auf der vorigen Erklärung, daß es ihrem König nun einmal zu schwer falle, wider seinen Enkel Philipp, falls er nicht weichen sollte, mit gewaffneter Hand auftreten zu sollen, und daß alles, was er thun könnte, darin bestehe, daß er dem Kaiser und seinen Verbündeten eine Summe Geldes, womit sie ihre Macht würden verstärken können, entrichten, und dabei ihren Truppen den Durchzug nach Spanien durch französische Länder bewilligen wollte; nur erinnerten sie endlich, daß es ja eine offenbare Unmöglichkeit wäre, die Räumung von Spanien binnen der kurzen Zeit, welche dazu bestimmt worden wäre, nämlich binnen zwei Monaten, zu bewirken. Diese Vorstellungen und Anerbietungen, welche denjenigen, von denen sie gemacht wurden, als erschöpfend vorkamen, führten zu nichts. Die Verbündeten verlangten schlechterdings, daß König Ludwig XIV. die Vertreibung seines Enkels Philipp aus Spanien, falls er nicht weichen wollte, allein auf sich nehmen sollte. Sie bezeigten

darüber, daß dem Philipp einige Entschädigung zu Theil werden sollte, ihr Befremden, und äußerten dabei ohne Zurückhaltung ihren Verdacht, daß Ludwig XIV., indem er das Ende des Krieges wünschte, nichts anders suchte, als einige Zeit ausruhen, während derselben neue Kräfte sammeln, und wider sie, wenn sie in Spanien alle Hände voll zu thun haben würden, mit neuem Nachdruck losbrechen zu können. Sie, jene Verbündeten, überhaupt glaubten, daß sie sich bei dem fortdauernden Glück ihrer Waffen bald in den Stand gesetzt sehen würden, einiger Unterhandlungen mit Frankreich und Spanien gar nicht weiter zu bedürfen, sondern daß es allein bei ihnen stehen würde, die Bedingungen des Friedens zu bestimmen, sich willkührlich für ihren Aufwand im Krieg auf Kosten Frankreichs und Spaniens zu entschädigen, und jenes unter sich vollends zu theilen. Und welche herrliche Aussichten mochte nicht der Kaiser Joseph I. in seinem Geist entworfen; was mochte nicht ganz Europa von ihm gehoffet oder gefürchtet haben! Dieser Monarch schien bei seinem festen Charakter, bei seiner Sachenkenntniß, und seinem Verstand, bei seiner Entschlossenheit und Unternehmungskraft für die Aufstellung einer dauerhaften Ordnung der Dinge zur Beruhigung der Völker geschaffen

zu seyn; er befand sich erst im 33sten Jahre seines Alters. Ganz Europa horchte auf wichtige Nachrichten von seinen Planen und Entschlüssen; da ward plötzlich ganz Europa durch die höchst unvermuthete Nachricht erschüttert, daß Kaiser Joseph I. zu Wien in der noch kaum vollendeten Kraft seines Alters gestorben sey. Kinderblattern rafften ihn weg den 17. April 1711.

Unter die besonders wichtigen Reichssachen, welche von Kaiser Joseph I. unternommen worden, und unter ihm vorgefallen waren, gehören vor allem die Vorfälle wegen der Kurwürden von Bayern und Pfalz, und von Braunschweig-Lüneburg-Hannover. Was diese letztern betrifft, so haben wir gehört, daß schon Kaiser Leopold I. für jenes Haus im J. 1692 die Errichtung einer neunten Kur in Vorschlag gebracht, und (im Wesentlichen nämlich) durchgesetzt habe; denn wiewohl anfangs sowohl die drei Kurfürsten von Köln, Trier und der Pfalz, dann sämmtliche Reichsfürsten laut dagegen sprachen (von diesen errichteten zu Regensburg den 16. Jänner und 11. Horn. 1693 sehr viele, welche den Namen „korrespondirende" Fürsten bekamen, sogar ein Bündniß, das zur Absicht hatte, sich den Absichten des Kaisers, und namentlich der Einführung der hannoverischen Kurwürde zu wider-

setzen); so brachte gleichwohl, was voraus zu sehen war, die mildernde Zeit eine Vereinigung der widrigen Gesinnungen zu Stande. Jene drei Kurfürsten legten sich im J. 1699 zum Ziele, so daß Kaiser Leopold I. den Herzog Georg Ludwig von Lüneburg-Hannover (Sohn des im Jahre 1696 verstorbenen Ernest August) mit der kurfürstlichen Würde belehnte. Auch die korrespondirenden und übrigen Reichsfürsten, nachdem sie ihre Widersprüche noch einige Zeit fortgesetzt hatten, ließen sich noch vom Kaiser Leopold I. im Jahre 1701, theils überhaupt, theils einzeln zu nachgiebigern Gesinnungen lenken, und unter Kaiser Joseph I. gaben sie den 30. Juni 1708 zur Errichtung des Kurfürstenthums Hannover ihre förmliche Einwilligung, mit der Bedingung jedoch, „daß, um das Uebergewicht, welches die Protestanten im kurfürstlichen Kollegium hätten, wenn die Kurpfalz jemals an einen Fürsten ihrer Religion käme, zu verhindern, die Stimme des ersten der katholischen Kurfürsten in diesem Falle doppelt geachtet, und wenn man die Stimmen sammelte, zweimal gezählt werden sollte. Der neue Kurfürst von Hannover, welchem das ihm anfangs zugedachte Amt eines Erzpannerherren des heil. röm. Reichs sehr widersprochen worden war, erhielt zuletzt das von dem Kurfürsten von der

Pfalz bei Erhaltung des Erztruchsessenamtes abgelegte Erzschatzmeisteramt, wurde in dieser Erzwürde den 3. April 1710 von dem Reichstag bestätigt, und den 12. eben dieses Monats von dem Kaiser in der Residenzstadt Wien feierlichst belehnt.

In dem oben gedachten Jahre 1708 bewilligten die Reichsstände jene reichsständischen Rechte wieder, welche die alten Könige von Böhmen ausgeübt, und ihre Nachfolger vernachlässigt hatten. Die Erzherzoge von Oesterreich erhielten demnach wieder die erste weltliche Stelle im kurfürstlichen Kollegium, und das unbeschränkte Recht mit Sitz und Stimme allen Berathschlagungen beizuwohnen.

Wir haben gehört, daß beim Abschluß des westphälischen Friedens die Entscheidungen einiger Gegenstände z. B. wegen der Achtserklärungen, wegen der Königswahlen u. a. auf den nächsten Reichstag verlegt worden sind. Die von den Ständen mehr als einmal geforderten Entscheidungen kamen nun endlich den 7. Juli 1711 nebst andern Punkten einer sogenannten beständigen Wahlkapitulation, welche jeder Kaiser vor seiner Krönung beschwören mußte, zu Stande; und zwar, was die Achtserklärungen betraf, welche zu verhängen sich der Reichshofrath, oder gar das sogenannte kaiserliche Kabinet, mit Umgehung der

Reichsfürsten, des Rechts sich angemaßt hatte, (was der Fall mit der Aechtung der Kurfürsten von Köln und Bayern, und des Herzogs von Mantua war, wo übrigens dann doch die Einwilligung der Kurfürsten nachgesucht wurde) so wurde im J. 1711 ein Reichsschluß festgesetzt, daß die Reichsgerichte zwar die Untersuchung eines zur Acht geeigneten Handels zu übernehmen und ihr Gutachten abzugeben, aber keineswegs zu entscheiden, noch weniger zu vollziehen berechtigt seyn, sondern daß sie sowohl die Entscheidung, als den Vollzug einer Reichsacht dem gesammten Reich anheim zu stellen haben sollten.

In eben demselben Jahre 1711 kam auch der Punkt wegen einer beständigen Wahlkapitulation dahin zu einem Vergleich und Beschluß, daß die Kurfürsten einem neu zu wählenden Kaiser oder römischen Könige zwar einige Kapitulationspunkte sollten vorlegen können, doch mit der ausdrücklichen Beschränkung, daß solche Punkte weder gemeine Reichsgegenstände, noch gemeine Rechte der sämmtlichen Reichsstände, der Reichsgesetze und Reichsverfassung, noch einige Artikel der nunmehr im Jahre 1711 verglichenen Wahlkapitulation (von welcher im Leben des Kaisers Karl VI. das Wesentliche vorkommen wird) berühren sollten.

Auch die Verbesserung des Reichskammergerichts verdienet in Erinnerung zu kommen. Nachdem dieses Gericht 1689 durch französische Mordbrennereien von Speier verdrängt, dann nach der Reichsstadt Wezlar versetzt, und hier den 31. Jänner 1691 die erste Zusammenkunft eröffnet worden war, erschienen nur noch wenige Beisitzer, welchen noch überdieß das Mißgeschick zustieß, unter sich zu zerfallen. Das ganze Kammergericht gerieth im Jahre 1703 in einen der Gerechtigkeitspflege sehr nachtheiligen Stillstand, zumal da ein den 15. Oct. 1704 gefaßter Reichstagsbeschluß, vermöge dessen jenes höchste Reichsgericht durch eine außerordentliche Abordnung von 26 Reichsständen untersucht, und wieder in Ordnung gebracht werden sollte, erst im Okt. 1707 zu Stande gekommen, und es dann, wegen mannigfaltiger Mängel und Schwierigkeiten, erst den 28. Jänner 1711 möglich gemacht worden ist, die erste Versammlung des Gerichts, dessen weitere Untersuchung oder Verbesserung übrigens fortgesetzt, und erst im Dec. 1713 geschlossen wurde, wieder zu eröffnen.

Kaiser Joseph I. hinterließ aus seiner Ehe mit Maria Amalia, einer braunschweig-lüneburgischen Prinzessinn, zwei Töchter, a) Maria Josepha, und b) Maria Amalia, von welchen an seinem Orte die Rede seyn wird.

Ein Sohn, Leopold Joseph, war ihm 1700 geboren, und im folgenden Jahre entrissen worden, so, daß jetzt von dem habsburgischen Geschlecht nur ein einziger männlicher Sprosse, sein Bruder Karl, als König von Spanien der Dritte, noch übrig war. Wir wollen dieses Herrn, ehe wir dessen ausführlichere Lebensbeschreibung vornehmen, sogleich in so weit Erwähnung thun, als es nöthig ist, um die Geschichte des spanischen Erbfolgekrieges vollenden zu können.

§. VI.

1711 — 1714.

a) Dieser Umstand, daß jetzt im Erzhause Oesterreich nur noch ein einziger Prinz vorhandenblieb, änderte von Seite der mit jenem Erzhause Verbündeten den ganzen Gegenstand, und die ganze Absicht ihres Krieges; denn nachdem die Engländer, Holländer u. a. diesen Krieg hauptsächlich aus der Ursache unternommen hatten, weil sie glaubten, verhindern zu müssen, daß eine so mächtige Krone, wie Frankreich, durch die Uebertragung der Krone Spaniens, und der damit vereinigten Länder an einen französischen Prinzen, nicht zu übermächtig, und mit-

hin nicht in einen Stand versetzt werden möchte, wo sie, wenn es ihr einmal einfallen sollte, ihre Macht zu mißbrauchen, willkührlich über ganz Europa gebieten könnte; so trat nunmehr eben diese Besorgniß einer Uebermacht auch bei dem spanischen König Karl III. ein, wenn er als einziger Bruder und Erbe des verstorbenen Kaisers nebst den sämmtlichen Ländern der österreichischen Monarchie, nebst Ungarn und Böhmen, und einer großen Anzahl anderer Staaten auch die unermeßlichen Länder der spanischen Monarchie in seiner einzigen Person, und seinem Hause vereinigen, und wenn er noch überdieß, was auch wirklich eintraf, deutscher Kaiser werden würde. Zu diesen Betrachtungen, welche keinem der Verbündeten entgehen konnten, gesellten sich noch, schon vor dem wichtigen Ereignisse mit dem Kaiser Joseph, bei dem Vornehmsten und Bedeutendsten jener Verbündeten, bei dem Kabinet von England nämlich, solche Vorgänge und Einleitungen, welche eine außerordentliche Veränderung der Dinge voraussehen ließen.

Es bestehen in England gewöhnlich zwei Partheien, deren eine (die Whigs, oder Presbyterianer genannt) für die Nation, die andere (Torys, Tori, bischöfliche) für den Hof spricht, und mithin eine Hofparthei vorstellt. Die Whigs hielten sich an den Herzog von

Marlborough, der sich dann auch mit der ganzen Macht seines Ansehens um sie annahm, und da er bei der Königinn Anna alles vermochte, die Aemter, Ehrenstellen, und Bedienungen mit ihnen besetzte. Dieß verdroß die Parthei der Torys unaussprechlich, und setzte sie vollends in Verzweiflung, als die Lasten der Kriegssteuern und anderer Abgaben täglich drückender, und als die Benehmungen der Whigs, welche bei den Forderungen der Steuern, und bei der Verwendung derselben alles zu sagen hatten, täglich übermüthiger wurden. Die Torys lärmten darüber heimlich und öffentlich, was nichts fruchtete; bis endlich die Schlauern derselben eines feinern, und ungleich verfänglichern Mittels sich bedienten, um ihre Gegenparthei, und im Voraus ihr Oberhaupt den Herzog von Marlborough zu stürzen. Sie lobten bei der Königinn den Marlborough, schilderten aber dabei sein unumschränktes Ansehen, bei welchem ihm, um der ächte König zu seyn, nur noch der Titel eines Königs fehlte, erwähnten dabei seiner willkührlichen Anwendung der ungeheuern Geldsummen, welche er an sich gezogen hätte, ohne, was der freien Nation ins Herz griff, Jemanden auch nur die geringste Rechenschaft abzulegen; was dann auch mit dem Gebrauch der Truppen der Fall wäre, über welche er ganz nach seinem

Eigendünkel schaltete. Zu gleicher Zeit, da sie diese ihre Bemerkungen in Beiseyn der Königinn, oder solcher Personen, welche sie der Königinn hinterbrachten, hören ließen, begegneten sie bei Hofe der Gemahlinn des Marlborough mit der ausgezeichnetsten Achtung, und mit einer Ehrfurcht, durch welche sie zu verstehen geben wollten, daß ihnen an der Gewogenheit jener Gemahlinn mehr, als selbst an der Gnade der Königinn gelegen sey; wie man dann auch bald wahrzunehmen glaubte, und sich bei jeder Gelegenheit laut und bitter darüber äußerte, täglich sichtlicher bemerken zu müssen, daß die Herzoginn Marlborough sich auf das Ansehen, und auf die Wichtigkeit ihres Gemahls zu vieles einbilde, und ihren Kopf höher und stolzer, als es in Gegenwart einer Königinn seyn sollte, trage. Jene Einleitungen, und diese hingestreuten und oft wiederholten Bemerkungen verfehlten ihren Zweck nicht. Sie beunruhigten die Königinn Anna; und wenn sie gleich einige Zeit nichts darüber sagte, so wurde doch bald bemerkt, daß sie etwas Nagendes auf dem Herzen habe, was sie Jemand sagen zu können wünschte. Dazu ergab sich auch bald (wie dann in solchen Fällen eines dem andern ungezwungen die Hand giebt) eine gute Veranlassung. Die Herzoginn Marlborough hatte einer ihrer Verwandtinnen, der

Lady Masham, die Gefälligkeit erwiesen, sie der Königinn als Kammerfrau zu empfehlen, und diese Masham zeigte sich der Königinn dergestalt ergeben und zugethan, daß sie die Zuneigung und das Vertrauen der Monarchinn in einem höhern Grade gewann, als es der Herzoginn Marlborough, welche in der Gunst der Königinn ausschlüssig herrschen wollte, lieb war. Da die Eifersucht sehr zufahrend und ungestüm ist (die Marlborough ließ z. B. eines Tages in Gegenwart der Königinn aus Verachtung und Verdruß wider die Masham ein Glas voll Wasser auf das Kleid derselben fallen), so konnte es nicht fehlen, daß nicht Männer, welche dem Marlborough und seiner Gemahlinn abhold waren, auf den Einfall gekommen seyn sollten, aus einer solchen Spannung zweier mächtigen Frauen Vortheile zu ziehen. Schon die mißvergnügte Stimmung der Königinn wurde, sobald man derselben auf die Spur gekommen war, benutzt, und der Marschall von Villars (wie in dessen Denkschriften T. III. S. 155 vorkömmt) seinem König, Ludwig XIV., bereits im Jahre 1710 den Rath, durch den Marschall Tallard, (welcher in der Schlacht bei Höchstädt gefangen, und nach London abgeführt, daselbst aber sehr wohl gehalten wurde) der Königinn über die ungeheuern Geldsummen, welche zur Fort-

setzung des Krieges mit jedem Jahre neu aufgebracht, und wodurch endlich gräßliche Zerrüttungen aller öffentlichen Hilfsquellen, und der persönlichen Eigenthümer verursacht werden müßten, dann über die Dauer dieses Krieges, welcher, ohne den geringsten Nutzen für England, ja vielmehr zum größten Nachtheil desselben, nicht aufhören würde, so lange der unumschränkt handelnde, und von dem Kaiser und den Holländern benutzte Marlborough und seine Parthei herrschen würden, endlich besonders darüber, daß bei dem gebietenden Ansehen des Marlborough das Ansehen der Königinn leide, von Zeit zu Zeit wohl eingekleidete Bemerkungen bei jeder guten Veranlassung zu machen, und solche Bemerkungen auch andern, bei denen sie wohl angelegt seyn würden, mitzutheilen; was dann auch, da die Hofparthei der Torys alles, was die feinste List und die gewandteste Geschicklichkeit vermögen, aufbot, die Folge hatte, daß endlich die Gegenparthei der Whigs, welche bisher bei der Armee durch den Herzog von Marlborough, bei dem Finanzwesen durch den Lord Godolphin, und im Staatsrath durch den Grafen von Sunderland alles zu sagen hatten, noch vor dem Ausgang des Jahres 1710 aus dem Ministerium versetzt, und daß bald darauf auch die Stellen des Parlaments, welches bisher

ganz mit Wighs, als Freunden des Marlborough, besetzt war, mit Torys versehen wurden. Einen vorzüglichen Antheil aber an der Fortsetzung und Vollendung der neuen Ereignisse nahm vollends der im J. 1708 von dem Staatssekretariat, das ihm anvertraut war, verdrängte Lord Robert Harley, welcher das Vertrauen der Lady Masham zu gewinnen wußte, und sie unterrichtete, was sie in Betreff des Marlborough der Königinn vorsagen sollte. Harley selbst erhielt jetzt öftere Unterredungen mit der Königinn, und man kann sich vorstellen, wie er seine Rolle vertreten haben werde. Bald zog nunmehr eine Veranlassung, den Marlborough und seine ganze Familie bei der Königinn in Ungnade zu setzen, eine andere nach sich, und der Sturz des großen Mannes war eben so schnell und unvermeidlich, als der Erfolg, welcher darauf gegründet wurde, von der höchsten Wichtigkeit war. Die Königinn ließ sich bereden, den Herzog von Marlborough wegen der Verwendung der zum Krieg bewilligten Summen zur Rede stellen zu lassen. Diese Zumuthung schmerzte seine Gemahlinn unbeschreiblich; aber da sie, was man wünschte, ihren Unmuth auf mehr, als eine Art zu erkennen gab (sie kaufte z. B. ein Paar Handschuhe, wozu die Königinn eine heiße Vorliebe gezeigt hatte, schlech-

terdings nicht), so ward ihr bedeutet, nicht wieder nach Hof zu kommen, und ein gleiches Schicksal erwartete den Herzog Marlborough, ihren Gemahl, welcher, als er nach einem noch im Jahre 1711 glücklich geendigten Feldzug nach London eilte, den Zustand der Sachen nicht mehr kannte, und sich, nachdem er vernommen hatte, daß man seine Dienste nicht weiter verlange, über das Meer nach den Niederlanden, und von da nach dem ihm in Deutschland von dem Kaiser Joseph I. eingeräumten Fürstenthume Mindelheim sich entfernte, übrigens aber für den am Londonerhof erlittenen Undank durch die unbeschreiblichen Ehrenbezeigungen, mit welchen man ihn überall, wo er durchzog, empfieng, und zumal durch die von den engländischen Truppen um ihn bezeigte Sehnsucht entschädigt wurde, welche letztere von der Art war, daß man der Königinn Anna, welche jetzt nur so weit sah, als die jetzt herrschende Parthei für gut fand, ihr die Augen zu öffnen, dringend vorstellte, wie sie zur plötzlichen Beilegung aller Beunruhigungen nichts Besseres thun könnte, als auf der Stelle Friede zu machen.

An diesem Frieden wurde dann auch thätigst gearbeitet, und nachdem erst von einigen Unterhändlern (die Königinn Anna hatte den Mathäus Prior, einen berühmten Dichter und

Staatsmann, nach Versailles, Ludwig XIV. aber den Nikolaus Menager, Abgeordneten der Stadt Rouen bei dem Handlungskollegium von Frankreich, nach London abgefertigt) noch im J. 1711, und wie man sich einbildete, im höchsten Geheim, über die allgemeinen Grundsätze zu einem Frieden einige Uebereinkunft getroffen worden war; so wurde im Jänner 1712 von sämmtlichen Theilen in der holländischen Stadt Utrecht ein Zusammentritt eröffnet, bei welchem es nunmehr darauf ankam, was die ausgesuchtesten Männer durch eine geübte Geschicklichkeit, durch Kunst, Kühnheit, List und Furcht, Beredsamkeit, Schein und Ansehen durcheinander treiben, und wie diejenigen, welche eine gebieterische Ueberlegenheit unterstützte, es dahin bringen würden, widersprechende Dinge einfach, schwere leicht zu machen, und was die Hauptsache war, für jeden Theil etwas zu erfinden, wobei er sich (wenigstens so lange, bis die Unterhandlungen geschlossen seyn würden) bereden sollte, daß er mit dem ihm zugewiesenen Gewinn besser, als er es jemals hoffen konnte, entschädigt, in Sicherheit gesetzt, und vollkommenst befriedigt sey. Die Bewirkung einer solchen Ueberzeugung war es auch, was die französischen Gesandten durch kluge Worte und Künste vortrefflich einzuleiten, und zu Stande zu brin-

gen verstanden, indem sie es dahin brachten, daß den 11. April 1713 im gedachten Utrecht ein Friedensvertrag unterzeichnet wurde, durch welchen der Hauptzweck, wegen dessen der Erbfolgekrieg angefangen, und mit einem unendlichen Aufwand von Menschen und Geldsummen länger als zehn Jahre fortgesetzt worden war, nicht nur gänzlich aus den Augen gesetzt, nicht nur das Wesentlichste dessen, was im Jahre 1709 zu Grauenhaag, und 1710 zu Gertrudenberg angeboten worden war, gänzlich zurückgenommen, sondern gerade das Gegentheil feierlichst anerkannt, und auf ewige Zeiten bestätigt wurde. Der Inhalt der vorzüglichern Punkte dieses utrechtischen Friedens war:

Nach der, von allen den Theilen, welchen der Friede von Utrecht erwünscht war, bewilligten Voraussetzung, daß das eigentliche Königreich Spanien nebst den in Amerika dazu gehörigen Besitzungen Philipp V. erblich angewiesen, in der fernern Voraussetzung, daß die Königreiche Spanien und Frankreich zu keiner Zeit unter Einem Zepter vereinigt werden, und daß darüber die Völker von Europa hinlängliche Beruhigungen erhalten sollten; (diese Beruhigungen bestanden darin, daß den 5. Nov. 1712 Philipp V. auf Frankreich, dann entgegen in Frankreich der Herzog Karl von Berry, mit

dem Herzog Philipp von Orleans auf Spanien Verzicht that) — nach den gedachten Voraussetzungen also verstanden sich:

a) Frankreich und England, oder Ludwig XIV. mit der Königinn Anna, nach dem Verlangen dieser letztern, dahin, daß in England eine neue Erbfolgsordnung eingeführt, daß vermöge solcher die katholische Nachkommenschaft König Jakobs II. auf ewig vom großbritannischen Throne ausgeschlossen bleiben, daß zu diesem Throne allein ein protestantischer Fürst berechtigt seyn, und mithin denselben nach dem Hintritte der Königinn Anna der Kurfürst von Hannover, als nächster protestantischer Anverwandter, besteigen sollte; daß von Seite Frankreichs der Hafen und das Festungswesen von Dünkirchen zernichtet, daß ferner Frankreich an England die Länder Neuengland, die Hudsonsbay, und die St. Christophsinsel in Amerika abtreten, daß mit England ein neuer Handlungsvertrag geschlossen, daß dabei (wozu sich Spanien durch eine besondere Uebereinkunft mit England abfand) Porto Mahon, die ganze Insel Minorca, dann die Festung Gibraltar, wodurch die engländische Seefahrt auf dem mittelländischen Meere gesichert wurde, an England überlassen, und ihm von Spanien noch andere, höchst beträchtliche Vortheile, in Rücksicht des westindischen Handels, zugestanden werden sollten, u. a.

b) Mit Einverständniß von England wurde zwischen Frankreich und Holland ausgemacht, daß jenes den von England zur Sicherheit von Holland geschlossenen sogenannten Barriertractat genehmigen, und dabei noch die Festungen Tournai, Ypern, Menin, und einige andere Plätze zu einer weitern Vormauer hergeben, dagegen aber an Frankreich die Städte Lille, Aire, Bethüne, und einige andere Plätze wieder zurückgestellt werden sollten u. a.

c) Der Herzog von Savoyen sollte das Königreich Sicilien, nebst einigen in Dauphiné jenseits der Alpen gelegenen Plätzen u. a. erhalten.

d) Der Kurfürst von Brandenburg sollte für einen König von Preußen (wozu er sich 1701 eigenmächtig erklärt hatte) erkannt, und ihm das spanische Geldern mit Ausnahme Rüremonde, eingeräumt werden.

e) Dem König von Portugal wurden in Amerika zwischen dem Amazonenfluß und Japoc Ländereien eingeräumt.

f) Die Kurfürsten von Köln und Bayern sollten in ihre Staaten wieder eingesetzt, diesem letztern sollte zwar die Oberpfalz nicht mehr, dagegen aber das Königreich Sardinien nebst dem Titel eines Königs, eingeräumt, ihm auch eine hinlängliche Schadloshaltung wegen des kaiserlicher Seits gebrochenen Ilbes-

heimervertrages gemacht, und dabei alles, was von Schätzen fortgeschleppt worden wäre, pünktlichst wieder ersetzt werden u. a.

g) Oesterreich sollte die spanischen Niederlande (Obergeldern, welches an Brandenburg vertheilt ward, ausgenommen), das Königreich Neapel, das Herzogthum Mailand, und den Besatzungsstaat an den toskanischen Küsten bekommen. Sonst sollte noch ferner Fortlouis am Rhein geschleift, dann Landau an das deutsche Reich, dann auch Breisach und Kehl, welche sämmtliche Städte im J. 1713, wie wir gleich hören werden, in den Händen der Franzosen waren, ausgeliefert werden u. s. w.

h) Der Erzherzog (und wie an seinem Orte gesagt werden soll) der den 12. October 1711 in Frankfurt zum Kaiser gewählte Karl, welcher sich bisher, was seiner Seits auch Philipp von Frankreich that, für den allein rechtmäßigen König von Spanien gehalten hatte, widersprach den zu Utrecht geschlossenen Verträgen, ohne sie verhindern oder entkräften zu können; was ihm schon der tiefsehende und erfahrne Meister, Prinz Eugen, welchen er, bei dem ersten Verdacht, daß unter seinen Verbündeten etwas Geheimes vorgehe, noch am Ende des Jahres 1711 nach London abgeschickt, vorher gesagt, und ihm bereits da-

mals den Rath ertheilt hatte, Spanien aufzugeben, und mit dem Gewinn und Zuwachs anderer seinen Staaten näher gelegenen Provinzen, zumal mit Bayern, wofür man dem Kurfürsten gleichwohl die Niederlande lassen könnte, sich zu begnügen; allein der neue Kaiser, welcher glaubte, daß die Sache nicht allein nur Ihn, sondern seine ganze Nachkommenschaft betreffe, deren Rechte zu erhalten er in seinem Gewissen verbunden wäre, blieb entschlossen, jene sämmtlichen Rechte so lange, als es ihm möglich seyn würde, zu vertheidigen, und das, wovon er überzeugt war, daß es ihm und den Seinigen gebühre, nur Schritt nach Schritt, so wie eine unvermeidliche Nothwendigkeit ihn dazu zwingen würde, zu verlassen. Eine solche Nothwendigkeit war jetzt nach den Friedensschlüssen zu Utrecht zuerst mit Spanien eingetreten. Karl hatte, als er, in der Absicht zu Frankfurt sich einzufinden, 1711 von Barcellona abgereiset war, seine Gemahlinn Elisabeth Christina, so wie seinen Feldmarschall, Grafen Guido von Starenberg mit der kaiserlichen Armee (damals freilich in einer ganz andern Lage der Dinge, als welche bald nachher eintrat) in jener Hauptstadt von Catalonien zurückgelassen, und hatte jetzt, nach den Vorgängen zu Utrecht, da ihm die für ihn unentbehrlichen Flotten der Engländer und

Holländer nicht mehr beistanden, nicht nur nicht den geringsten Schein von Hoffnung, daß sein Feldmarschall, der schon im J. 1711 genug zu thun gefunden hatte, um seinen Stand zu behaupten, neue Eroberungen zu machen im Stande seyn werde, sondern er hatte vielmehr zu fürchten, daß seine bisherigen Verbündeten auf den Einfall kommen dürften, mit den Franzosen und mit den dem König Philipp anhängenden Spaniern eine gemeinschaftliche Sache zu machen, und ihn unter der Bedrohung, daß sie sich im Weigerungsfalle seiner Gemahlinn und seiner in Spanien zurückgelassenen Truppen bemächtigen würden, zum Beitritt des Utrechterfriedens zu zwingen; er hatte daher von einem besondern Glücke zu sagen, daß man den Seinigen nicht nur einen freien Abzug bewilligte, sondern daß noch vorzüglich die Königinn Anna sich geneigt zeigte, die Kaiserinn sowohl, als die Truppen des Kaisers mit dem Feldmarschall Grafen von Starenberg im März 1713 auf ihren Schiffen nach Italien übersetzen zu lassen.

Begebenheiten in den Niederlanden.

1711 und 1712.

Als der neue Kaiser Karl Spanien verließ, und bald darauf froh seyn mußte, daß auch die Seinigen es mit Sicherheit verlassen konnten, waren für ihn auch bereits in den Niederlanden ganz unerwartete Veränderungen des Kriegsglückes vorgegangen. Wir haben oben gehört, welche außerordentliche Fortschritte Eugen und Marlborough noch im Jahre 1710 in jenen Niederlanden gemacht, und welche gegründete Furcht, daß sie bis Paris vordringen, und dann mit Frankreich willkürlich schalten würden, sie Ludwig XIV. eingeflößt haben. Zwar im Jahre 1711, da der Prinz Eugen, um die Kaiserwahl zu Frankfurt zu decken, mit seinen Truppen an den Rhein ziehen mußte, hat der in Flandern zurückgebliebene Herzog Marlborough, nachdem er von seiner damals schon in einigen Einfluß gesetzten Gegenparthei von London aus nicht mehr ernstlich unterstützt wurde, nichts außerordentliches zu Stande gebracht; aber doch hatte er (was in diesem seinem letzten Feldzug seine letzten Thaten waren) einige wichtige Ort-

schaften, z. B. die an der Scarpe gelegene Stadt Douai und zumal den 13. Sept. 1711 die (in Hennegau an der linken Seite der Schelde, zwischen Valenciennes und Cambray gelegene) Stadt Bouchaim erobert, und mithin den Weg in das Innere von Frankreich sehr erleichtert. Man hörte damals den großen Monarchen, der einst über den Krieg und Frieden von Europa entschieden, aber unlängst, ungeachtet seiner sehr großmüthigen Anerbietungen, keine Aussicht zu einem anständigen Frieden erwirkt hatte, in einer öffentlichen Rathsversammlung sich mit Thränen beklagen, „wie er so sehr herabgekommen sey, daß er weder Frieden machen, noch den Krieg fortsetzen könnte;" und als Er nun im J. 1711 den Marschall von Villars zu seiner Armee nach Flandern schickte, und von jenem Marschall die Bemerkung hörte, daß die in Flandern stehende Armee die letzte Armee, welche noch hatte aufgebracht werden können, sey, fiel Er ihm mit jenem Unmuth, welchen die Verzweiflung eingiebt, ins Wort: „Schlagen Sie sich mit dem Feind," sagte Er, „auf alle Fälle! Werden Sie geschlagen, so berichten Sie mir's insgeheim! Ich werde den größten Theil der Rheinarmee an mich ziehen! Ich werde den Adel des ganzen Königreichs zusammenrufen. Ich werde mich an seine Spitze

stellen. Ich werde den Feind schlagen, oder fallen." Wären die Sachen geblieben, wie sie standen, als ihm der Kummer jene Worte auspreßte, so möchten über Frankreich sehr sonderbare Schicksale gekommen seyn; aber der Stand des über Könige und Völker entscheidenden Verhängnisses hatte sich bereits damals zu einer mächtigen Umänderung aller Verhältnisse zwischen den kämpfenden Theilen geneiget. Marlborough wurde von der engländischen Armee entfernt, und ihr der Herzog von Ormond zum Anführer gegeben, welcher im Mai 1712 in Flandern ankam, und einige Zeit, wenigstens dem Scheine nach, alle Plane, die von dem Prinzen Eugen, welcher in diesem Kriegsjahre 1712 wieder nach Flandern befehligt ward, ihm vorgelegt wurden, billigte, aber bald darauf, da es Ernst werden und zum Vorrücken kommen sollte, die dem Prinzen Eugen höchst unvermuthete Entschuldigung, daß er von seiner Königinn den Auftrag erhalten habe, sich bloß zu vertheidigen, wenn er angegriffen werden sollte, aber nicht anzugreifen, auf die Bahn brachte, und endlich im Juli 1712 mit der Eröffnung, daß zwischen den Engländern und Franzosen ein Waffenstillstand beliebt worden sey, vollends sich nicht nur entfernte, sondern noch überdieß die Fran=

zosen von den Planen und Absichten, welche der Prinz Eugen ihm, als seinem Verbündeten, vertraulich eröffnet hatte, in Kenntniß setzte. Prinz Eugen war vor die (in Hennegau an dem Flusse Sambre gelegene) Stadt Landreci gezogen, und hatte den Grafen Albemarle, mit dem Korps der damals mit dem Kaiser noch verbündeten Holländer nach einem bei dem weltlich-adeligen Frauenstift Denain wohl gelegenen Posten geschickt, mit dem Auftrag, theils die Belagerung von Landreci, theils die dort hinterlegten Sammlungen der Lebensmittel, welche seinen Truppen zum Unterhalt dienten, zu decken. Diese Truppen waren mit einer solchen Zuversicht auf den besten Erfolg ihrer Unternehmungen erfüllt, daß sie von nichts, als von den guten Quartieren, welche sie während des künftigen Winters in Frankreich erhalten würden, sprachen, und selbst Eugen bestätigte ihre Erwartungen, als die Nachricht ankam, daß das Korps der Holländer geschlagen sey. Der Marschall von Villars, welcher von allem, was er zu wissen brauchte, unterrichtet war, setzte durch seine plötzliche Erscheinung (den 24. Juli 1712) vor Denain, und mit dem hinreissenden Ungestüm, womit er alle seine Angriffe an der Spitze seiner Truppen unternahm, das Korps der Holländer außer alle Fassung, so daß ein gro-

ßer Theil desselben (da unter den in der Flucht sich Drängenden die Brücke über die Schelde brach) umgekommen, Albemarle gefangen, der übrige Theil zerstreut, Prinz Eugen aber, um von dem Rest derselben nicht vollends ganz abgeschnitten zu werden, genöthigt wurde, Landreci (den 1. August 1712) zu verlassen, und ohne auf eine gegentheilige Entschädigung hoffen zu können, zuzusehen, wie die Franzosen noch in diesem Jahre 1712 von Bethüne, Douai, Bouchain, und andern, theils im Jahre 1710, theils nachher von den Verbündeten eroberten, Grenzörtern sich Meister machten. Von nun an zeigten sich auch die Holländer, schon aus der Furcht, daß sie, nach dem Abzug der Engländer, die Last des Krieges allein, und im doppelten Maße würden tragen müssen, ihres Bündnisses mit dem Erzhause Oesterreich müde, und zu gleicher Zeit waren alle im Krieg begriffene Theile, die Franzosen, Engländer, Spanier, der Herzog von Savoyen, die Könige von Portugal und von Preussen mit Friedensverträgen, welche, wie wir hörten, zu Utrecht den 11ten April 1713 geschlossen, und mithin sämmtliche Theile befriediget wurden, im vollen Eifer beschäftigt.

1713. Der Kaiser Karl VI. ward durch die Unfälle, welche er im Jahre 1712 in den

Niederlanden gelitten hatte, nichts weniger, als in den Zustand versetzt, bei dem man fühlt, daß man entwaffnet sey; er hatte vielmehr gegründete Ursachen, sich zu schmeicheln, daß das Uebergewicht der Kriegsmacht noch immer auf seiner Seite, und daß für ihn, wenn er den Krieg (was ihm seine Gewissenhaftigkeit rieth) fortführte, bald eine glücklichere Aussicht zu hoffen sey; er hatte es nunmehr, nachdem die sämmtlichen Verbündeten sich zurückgezogen hatten, allein mit den Franzosen zu thun, von denen er die hohe Meinung gar nicht hatte, daß er bei seiner noch hoffnungsvollen Lage sie zu fürchten habe. Er rechnete schon etwas auf den Umstand, daß die Katalonier König Philipp V. die Huldigung verweigert, daß sie sich der Hauptstadt Barcellona, und anderer haltbaren Plätze bemächtigt, und daß sie der Krone Frankreich und dem König Philipp V. förmlich den Krieg angekündigt hatten, und noch mehr rechnete er auf einen außerordentlichen Beistand der deutschen Stände, zumal der vier vereinigten Kreise, welche letztere alle Ursache hatten, mit dem Frieden zu Utrecht höchst mißvergnügt zu seyn, indem daselbst auf ihre Vorstellungen, daß sie in dem Bund mit den Engländern und Holländern durch feierliche Verträge eingeschlossen, und mithin berechtigt wären, für die vielen Mil-

lionen, welche sie auf den Krieg verwendet hätten, eine ergiebige Entschädigung nebst andern zu ihrer Vormauer und Sicherheit nöthigen Vortheilen zu erwarten, nicht im Geringsten geachtet, ja ihre Gesandten nicht einmal zu den Berathschlagungen der Verbündeten gelassen worden waren. Der Reichstag zu Regensburg erklärte sich 1713 auch so günstig, daß er beinahe alle Erwartung des Kaisers übertraf. Dieser Reichstag versprach dem Kaiser zur nachdrücklichsten Fortsetzung des Krieges eine Summe von mehr, als sechs Millionen Gulden, und der Prinz Eugen, welcher den Krieg leiten sollte, machte sich zu einer Armee von 180,000 Mann die zuversichtlichste Hoffnung, mit welcher Hoffnung er auch den 24. Mai 1713 in dem Lager bei Mühlberg auf der Höhe von Hagenbach, hinter den Linien von Etlingen ankam. Sein Erstaunen war ohne Grenzen, als er kaum 40,000 Mann fand, mit denen er wider 100,000 Mann, mit welchen der Marschall von Villars heranrückte, hätte streiten sollen. Als es nämlich von Seite der Reichsstände zum Ernst und zu wirklichen Lieferungen von Geld und Truppen hatte kommen sollen, äußerten sich wieder die gewöhnlichen traurigen Folgen der selbst von den deutschen Ständen, aus wechselseitiger Eifersucht und Mißverständ-

niß, von jeher gesuchten und vorbereiteten, und (nach den Planen der Franzosen und Schweden) im westphälischen Frieden feierlich bestätigten Zerstückelung, und der von diesen Mächten beabsichteten Entkräftung des deutschen Staatskörpers. Die Mehrzahl auf dem regensburgischen Reichstag hatte den Kaiser berechtigt und gebeten, diejenigen Stände, welche sich mit der Erfüllung ihrer Obliegenheiten saumselig bezeigen würden, mit militärischer Gewalt zu zwingen; allein viele Abgeordnete widersprachen einer solchen Gewalt; andere widersprachen vollends schon jeder Fortsetzung des Krieges, indem sie das in solchen Fällen nicht ungewöhnliche Lied hören ließen, daß sie beim Unglück des Krieges für den geleisteten Beistand büßen, bei einem glücklichen Ausgang aber gewärtig seyn müßten, daß der Kaiser, dessen Haus sie mächtig machen würden, sich einfallen lassen möchte, sich der von ihnen miterrungenen Uebermacht zu bedienen, und sie alle sich und seinem Hause zu unterwerfen. Bei einer solchen Denkart und Stimmung, deren ganz in der Natur derselben enthaltene Folgen solchen Reichsständen gerade das, was sie vom Erzhause Oesterreich fürchten zu müssen träumten, ihre einstige politische Zernichtung nämlich, von einer andern, was immer für einer erobernden Macht, frü-

her oder später, herbeiführen mußte, war von einem solchen Einverständniß und von einer solchen Unterstützung, bei welcher Deutschland in der ganzen Herrlichkeit seiner unbesiegbaren Macht und Kraft hätte auftreten können, nichts zu erwarten. Die Armee des Marschalls von Villars setzte sich mit dem 1. Jun. 1713, bis zu welchem Tage die Franzosen dem Kaiser die Bedenkzeit, ob er den Krieg wolle, oder nicht, bestimmt hatten, in Bewegung, nahm den 20. Aug. 1713 Landau, welches der Herzog Alexander von Würtemberg vertheidigte, dann den 16. November Freiburg im Breisgau, wo der Freiherr von Harsch alle Mittel der Erhaltung vergeblich erschöpft hatte, weg, und entwarf sich noch ferner, im Gefühl seiner Ueberlegenheit glänzendere Plane, ohne daß Prinz Eugen etwas weiter thun konnte, als seine damalige Lage beklagen, und eine bessere hoffen. Diese Hoffnung stützte sich auf die in sich gegründete Voraussetzung, daß die deutschen Fürsten und Stände endlich begreifen und beherzigen würden, daß sie keine andere Wahl hätten, als auf alle ihre Erwartungen, wozu sie nach so vielen Kriegsjahren sich berechtigt zu seyn glaubten, schlechterdings Verzicht zu thun, oder sich zu einer neuen und ernsthaften Anstrengung zu entschließen. Wirklich erschien auch ein Reichstagsbeschluß

(Fabri Staatskanzlei XXII. S. 588), daß neuerdings eine Kriegssteuer von 5 Millionen erlegt werden sollte; aber da jener Beschluß erst zu Ausgang des Jahres 1713 (den 22. Dec.) gefaßt worden, und da, gesetzt auch, daß jene Summe richtigst geliefert worden wäre, mit dem Geld noch lange nicht alles gethan, da dabei voraus zu fürchten war, daß in dem Falle, da Eugen, aus Abgang einer in Rücksicht auf die feindliche Armee verhältnißmäßigen Mannschaft, auch im Jahre 1714 der siegende Theil nicht seyn sollte, den Franzosen einige außerordentliche Unternehmungen in Deutschland gelingen, und durch diese alle bisherigen Früchte des vieljährigen Krieges mit Einem Male zerstört werden möchten, so fanden am kaiserlichen Hofe nachgiebigere Gesinnungen eben so vielen Eingang, als diese am Hofe zu Versailles, wo man nicht weniger wohl beherzigt haben mochte, daß man die letzte Armee aufgebothen, und daß man für die Fortdauer des für Frankreich eben noch ganz neuen Kriegsglückes keine Bürgschaft habe, sich einfanden; aber im Tone und mit der Zuversicht, wozu sonst nur ein ganz entschiedenes Kriegsglück berechtigt, sprach man gleichwohl französischer Seits, als man sich es gefallen ließ, über Bedingungen eines Friedens zu sprechen.

Auf dem zu Rastadt in Baden (von dem berühmten Feldherrn Ludwig erbauten) Schlosse machten sich der Prinz Eugen und der Marschall und Herzog von Villars den 26. Nov. 1713 ihre ersten Eröffnungen; wobei der Prinz Eugen mit Befremden und Bestürzung erfüllt wurde, als er hören mußte, daß König Ludwig XIV. nicht nur auf den Punkten, welche im Frieden zu Utrecht von seinen ehemaligen Verbündeten bewilligt worden waren, bestehe, sondern noch härtere Forderungen mache. Schon gleich die Punkte, welche wegen der Kurfürsten von Köln und Bayern bereits auf den Friedensunterhandlungen zu Utrecht vorgebracht, und jetzt vom Marschall von Villars dringend wiederholt wurden, schienen dem Prinzen Eugen in Betreff des bayerischen Kurfürsten noch immer höchst sonderbar, und dem Kaiser schienen sie vollends unerträglich, und wohl gar unausführbar zu seyn; oder wie sollte, sagte man, eine vollkommene Wiedereinsetzung des Maximilian von Bayern in den ganzen Inbegriff seiner ehemaligen Länder und Würden ohne Verletzung der Würde und des Ansehens des österreichischen Monarchen geschehen können, nachdem bereits vor Jahren so viele Vertheilungen der Länder und Würden an die ansehnlichsten Personen, welche damit öffentlich auf dem Reichstag belehnt

worden wären, geschehen *), und nachdem ferner manche schöne Stücke des Landes theils an Böhmen, theils an Oesterreich, wie dann z. B. mit dem letztern noch erst den 19. Nov. 1709 Kaiser Joseph I. die ganze Landschaft jenseits des Inns und der Salza vereinigte, gekommen waren? Wie sollte man erst von Seite Oesterreichs noch ferner zugeben können, daß ebenderselbe Maximilian, nachdem er als ein Feind des deutschen Reiches in die Acht erklärt worden, dafür noch überdieß mit Sardinien belohnt werde? Diese Einwürfe wurden zuerst mit einer solchen Lebhaftigkeit vorgebracht, daß es das Ansehen gewann, als lägen in der Sache Beschwernisse, welche nicht zu überwinden seyn würden. König Ludwig XIV. hatte die Großmuth gehabt, dem Kurfürsten von Bayern, nachdem alle Versuche, welche dieser Herr gemacht, um bei der Kaiserwahl zu Frankfurt 1711 als Kurfürst anerkannt zu werden, vergeblich und für ihn alle Hoffnungen auf die Wiedereinsetzung in Bayern verschlossen geblieben waren, zu einiger Entschädigung zu verhelfen, und ihm vom König Philipp V. von Spanien die Abtretung

*) Ein Verzeichniß derselben findet sich in Falkensteins bayerischer Geschichte. S. 825 u. w.

des Herzogthums Luxemburg, der Grafschaft Namur, ferner der Festungen Charleroi und Nieuport (wovon Maximilian sogleich im J. 1711 Besitz nahm) zu erwirken. Da diese Abtretung zwar unumschränkt und erblich, aber doch mit dem ausdrücklichen Beisatz, daß die Herrschaft Maximilians in den Niederlanden auf den Fall, daß er einst wieder in den Besitz von Bayern kommen sollte, wieder aufhören, und das Niederland wieder an Spanien kommen müßte, geschehen war, so mußte dem König die Wiedereinsetzung des Maximilian in sein Stammland Bayern, oder auch eine andere Entschädigung (wie dann von Seite Frankreichs auf der Zurückgabe von diesem Bayern schon vormals eben gar nicht bestanden, sondern im Jahre 1711 vielmehr eine Menge anderer Vorschläge, z. B. daß man dem Kurfürsten anstatt Bayern, welches bei Oesterreich bleiben könnte, Neapel und Sicilien geben sollte, auf die Bahn gebracht wurden)*) äußerst erwünscht seyn. Diese und andere Schwierigkeiten verglich jetzt zu Rastadt abermal der Drang der Zeit, und die wechselseitige Furcht vor der Unbeständigkeit des Kriegsglückes. Die beiden Bevollmächtigten schloßen

---

*) Lamberti Memoires T. VI. p. 698—703.

zu Rastadt den 6. März 1714, und unterzeichneten den andern Tag den berühmten Friedensvertrag, welcher in 37 Artikeln abgefaßt, und welcher nachher zu Baden im Aargau den 7. Sept. 1714 mit den Unterschriften des Kaisers und des Königs von Frankreich, von jenen Bevollmächtigten feierlich ausgewechselt, und den 9. Oktober darauf auch von dem deutschen Reich (welches in diesem Falle, wegen der Kürze der Zeit, der Kaiser vertrat) gesetzlich bestätigt; übrigens aber vom Prinzen Eugen (und zwar noch zu Rastadt) die Klausel angehängt wurde, daß, weil der rastadtische Friede wider das deutsche Herkommen in der französischen Sprache abgefaßt worden, dieß gleichwohl als eine Ausnahme verbleiben, künftig aber die bei der deutschen Nation seit vielen Jahrhunderten zu öffentlichen Verträgen gebrauchte lateinische oder deutsche Sprache wieder beibehalten werden sollte.

Vermöge dieses zu Rastadt geschlossenen, und zu Baden bestätigten Friedens erhielt das Erzhaus Oesterreich die (an der Grenze von Schwaben, zur rechten Seite des Rheins gelegene) Festung und Hauptstadt von Breisgau Altbreisach, dann die (im Breisgau am Schwarzwald und an der Treisse gelegene) Stadt Freiburg; so wie der Kaiser und das Reich die (zur Rechten des Rheins am Ende der Straß=

burger=Brücke gelegene) Festung Kehl nebst der (zwischen der Pfalz und dem Elsaß gegen Saarwerden gelegenen Stadt Bitsch, und der (unweit Zweibrücken und Saarbrücken gelegenen) Stadt Homburg; wogegen Frankreich die Stadt Landau behielt. Dem Erzhause Oesterreich wurde ferner (mit einigen Ausnahmen) das spanische Niederland, so wie der im J. 1700 verstorbene spanische König Karl II. es besessen hatte, dann der ruhige Besitz vom Königreich Neapel, vom Herzogthume Mailand und Mantua, von der Insel und dem Königreiche Sardinien zu Theil, so daß die Entschädigungen, welche jenes Erzhaus für seine Anstrengungen erhielt, gar nicht unbeträchtlich waren.

Der Fürsten und Stände der vier verbündeten Kreise wurde in dem Frieden nicht im Geringsten gedacht, und nicht einmal die Erinnerungen und Abstimmungen der deutschen Gesandten wurden vom Marschall von Villars bewilligt, was der Kaiser durch ein sogenanntes Kommissionsdecret den 24. März 1714 dem Reichstag, welcher damals wegen einer zu Regensburg eingetretenen ansteckenden Seuche nach Augsburg verlegt worden war, mit dem Beisatz eröffnet wurde, daß ihr Stand ehrenvoller gewesen seyn dürfte, wenn sie sich hätten wollen gefallen lassen, den Reichstags=

schluß von 1713 zu befolgen, und überhaupt dem Beispiele der vier verbündeten Kreise, welche sich zu ihrem ewigen Ruhme recht nachdrücklich angestrengt hätten, sich anzuschließen. (Struv. Hist. rastadt. Friedenshand. S. 49.)

Am schlimmsten von allen kam der Kurfürst Maximilian von Bayern weg. Jene von Ludwig XIV. ihm so oft gemachten glänzenden Versprechungen, jene ihm so oft schon in der Nähe gezeigten herrlichen Aussichten auf eine prächtige Belohnung und Entschädigung wurden von jenem König unter der alten Formel, daß der Drang der Umstände es nicht anders erlaubt habe, beim Friedensschlusse ausgelöscht und Alles, was der Kurfürst für das Opfer von so vielen Tausenden seiner Unterthanen, für die Summen so vieler Millionen (vermöge der rastadtischen und badischen Friedensartikel Num. XV. XVI. XVII. und XVIII.) am Ende erhielt, war — sein (man kann leicht denken, wie sehr herabgekommenes) Stammland Bayern, und überhaupt die pünktliche Wiedereinsetzung in eben denselben Zustand von Ländern und Würden und fortgeschleppten Sachen, in welchem er sich (eben diese Belohnung wurde dem Kurfürsten von Köln Joseph Clemens zu Theil) vor dem Ausbruch des Krieges befunden hatte; — wobei ihm noch der besondere Auftrag gemacht

wurde, eine feierliche Verzicht auf alle Schadloshaltung auszustellen. Dieser war am Ende für die unzähligen Aufopferungen von Geld und Leuten, für die unendlichen Verdienste seiner persönlichen Opfer und Anstrengungen — sein Lohn; aber die Wiedervereinigung mit den Seinigen ließ ihn sein hartes Schicksal auf einige Augenblicke vergessen; er verlangte nach derselben mit einer unaussprechlichen Sehnsucht; und als ihm auf seiner Zurückreise nach Bayern im April 1715 von seinem getreuen Staatsdiener, Franz Joseph von Unertl, seine damals noch lebenden fünf Söhne (Karl Albrecht, Philipp Moritz, Ferdinand Maria, Clemens August, Johann Theodor), welche er zehn Jahre nicht mehr gesehen hatte, im schwäbischen Kloster Elchingen, bis wohin ihm die Söhne entgegen kamen, vorgestellt wurden, streckte er öfters seine Arme über sie aus, und drückte sie unter einem Strom von Thränen, wiederholtermalen an sein Herz, ohne ein Wort zu sprechen. Und erst nach einer Weile fand er sich in dem Stand, sie bei ihren Namen zu nennen, sie um ihre Schicksale zu fragen, und ohne erst die Antworten abzuwarten, neue Fragen an sie zu thun. Dann eilte er mit ihnen nach dem (zwischen Landsberg und Augsburg am Lech gelegenen) Schlosse Liechtenberg, wo seine zweite Gemahlinn, Theresia Kuni-

gunda, welche seit ihrer Abreise von München meistens in Venedig gelebt hatte, sich einfand, und den 15. April 1715 kam er ganz in der Stille (Nachts um 11 Uhr) nach München zurück, mit dem festen Entschluß, diese seine Vaterstadt niemals wieder eines ähnlichen Krieges wegen zu verlassen; mit der innigen Ueberzeugung, allein in Bayern, dem Urland seiner Väter, seine ächte Größe und sein wahres Wohlseyn zu finden, mit dem Vorsatz endlich, nach so vielen zurechtweisenden Erfahrungen, näher und unzertrennlicher, als jemals, an das Erzhaus Oesterreich sich anzuschließen; wie er dann auch (was wir in der Folge vernehmen werden) dem Kaiser Karl VI. ganz außerordentliche Beweise seiner aufrichtigen Achtung und Freundschaft gegeben hat.

Nicht lange nach dem badischen Frieden starben die zwei wichtigsten Personen des spanischen Erbfolgekrieges, der König Ludwig XIV. von Frankreich und die Königinn Anna von Großbritannien. Beide sahen zuletzt die Sachen ihrer Kriege und Friedensschlüsse in einem ganz andern Lichte, als sie dieselben während des Zustandes ihrer Verirrungen zu sehen gewöhnt waren. Anna fühlte noch während der Friedensunterhandlungen, daß sie von der neuen Parthei der Torys, welcher sie in die Hände gespielt worden, übel berathen,

daß sie von der Masham verleitet, und daß sie überhaupt ganz von dem Zweck ihres Krieges, keinen französischen Prinzen auf dem spanischen Throne zu dulden, und was die Hauptsache war, daß sie von dem, auf ewig entwischten Vortheil, den das Kriegsglück in ihre Macht gestellt hatte, die Krone Frankreich, welche im Glück alles zu verschlingen gedroht hatte, zu beschränken, durch listige Vorspiegelungen entfernt worden sey. Viele andere ungewöhnliche Wahrnehmungen von Zwietracht und Mißvergnügen an ihrem Hof versetzten ihren Geist in eine peinliche Unruhe, mit der sie diese Welt verließ den 1ten August 1714. Auch der von der feigen Schmeichelei bettelnder Dichter und Künstler betäubte, und von seinen Einbildungen irrgeführte König Ludwig XIV. fühlte in den Tagen, in denen sich die Nüchternheit einzustellen pflegt, schwer die Leerheit und Nichtigkeit der Dinge, welche keinen wahren, dauerhaften Werth haben, und den Geist nicht sättigen. Er hatte durch seine meistens unnöthigen Kriege, bei seiner von der mißverstandensten Ruhmsucht geleiteten Begierde, neue Länder und Unterthanen zu erobern, sein altes Land zu Grund gerichtet, erschöpft und verödet, und für den Gewinn Eines neuen Unterthanen drei alte aufgeopfert, hatte durch seine gewaltsamen Aushebungen,

zumal im Jahre 1706, die Volksmenge von Frankreich dergestalt ausgerottet, daß man 20 Jahre nach dem spanischen Erbfolgekrieg ein ganzes Menschenalter vermißte, daß man fast gar keinem Mann von 34 — 45 Jahren begegnete, und daß man an seinen Kriegsschulden noch im Jahre 1778 zu zahlen hatte. Er suchte zur Zeit, da sich in seinem Herzen Beunruhigungen meldeten, seinen Trost in dem Gedanken, daß dasjenige, was sich nicht möchte rechtfertigen lassen, diejenigen zu verantworten haben würden, die ihn dazu verleitet hätten. Sein Tod erfolgte den 1. September 1715. Denselben Augenblick hörte man die wahren Stimmen. Das Volk ließ jetzt seiner lange unterdrückten Empfindung den freien Lauf; und als man durch seine Mitte die Leiche des Königs nach St. Denis führte, sang es, und tanzte es, und überließ es sich, bis zur Verletzung des Wohlstandes, seiner wilden frohlockenden Freudigkeit. Häufig und laut schimpfte es jetzt auf den Menschen, den es noch vor Kurzem als Monarchen vergöttert hatte.

Historische Betrachtungen.

Die sonderbarsten Erscheinungen der wichtigsten Art, welche sich während der Regierungen der Kaiser Leopold I. und Joseph I. an den ersten europäischen Höfen ergeben, und welche ganz die Eigenschaft hatten, daß durch sie die vornehmsten solcher Ansichten, Grundsätze und Handlungsarten, welche auf die Glückseligkeit der Menschen mächtig einwirken, theils ganz vollendet, oder unabänderlich bestätiget und festgesetzt, theils erst damals zu einer neuen Tagesordnung in die Mitte gebracht wurden, gaben denkenden Männern zu verschiedenen, und nicht weniger zu den sonderbarsten Betrachtungen Anlaß. Zu den Erscheinungen der ersten Art gehörte das große Beispiel am damaligen französischen Hof, vermöge dessen die Annahme des Grundsatzes ergriffen wurde, daß das erste wesentliche Stück der Majestät eines Königs in einer uneingeschränkten Herrschaft über sein Volk bestehe. Die Nation hörte auf, und ward zu einem Hofvolk, das Land zu einem Hofgut umgeschaffen. Die Wörter „Nationalwohl, Nationalruhm" wurden zwar nach ehemaligem Styl noch in öffentlichen Schriften manchmal

gehört; aber im Grunde wurden jetzt alle Dinge, welche einem Volke das Heiligste seyn müssen, Beschlüsse von Krieg und Frieden, von Gesetzen, Abgaben, Einnahmen und deren Verwendungen, von Soldatenaushebungen, von Aenderungen uralter Verfassungen u. a. beinahe nur noch Hofsachen, und das Volk blieb nichts weiter, als ein leidendes Werkzeug; was übrigens in Deutschland nicht nachgeahmt, sondern (zur gegründeten Ehre der deutschen Fürsten) vielmehr die Nationalehre sowohl selbst von den Fürsten, als von den erlauchtesten deutschen Männern in Schutz genommen, zwar mancher Unfug nationaler Vorrechte und Verfassungen nicht in Abrede gestellt, aber doch dem Ganzen, ja wohl der Sache selbst das Wort geredet wurde *). Da=

*) „Freilich," schrieb noch im J. 1786 der geheime Justizrath Pütter (Historische Entwicklung der heutigen Staatsverfassung des deutschen Reichs. Zweiter Theil. S. 171.) „freilich läßt sich der Fall gedenken, daß eine aus Eigensinn versagte landschaftliche Einwilligung eine oder andere gemeinnützige Anstalt abhalten könne. Aber ob der Fall nicht häufiger zu besorgen sey, daß, wo Landschaften nichts zu sagen haben, willkührliche Auflagen und despotische Gesinnungen eines Landesherrn oder Ministers ein Land zu Grunde richten können, ist eine andere Frage. Es fehlt zwar nicht an Beispielen, daß übelgesinnte Minister auch

gegen gieng aber auch in Frankreich das Treiben der Sachen ihren, wie die historische Erfahrung lehret, gewöhnlichen Gang. Wie das unentbehrlichste, wohlthuendste, und so lange man es im Gleichgewicht läßt, mildeste der Elemente, die Luft, wenn es in einem ihm unnatürlichen Zustand versetzt, zu sehr verdickt, oder zu sehr verdünnet wird, alles zerschmettert und tödtet, so zog, wie wir in der Folge vernehmen werden, das äußerste Ende einer durchaus unumschränkten Königsgewalt, welche am Ende zur bloß persönlichen Willkühr führt, das andere äußerste Ende, bei welchem das durch das Reiben des Druckes aus dem Schlummer gerissene Volk entdeckt zu haben glaubte, daß es Rechte verloren habe, welche es nie-

---

in Ländern, wo noch Landtage üblich sind, groß Unheil gestiftet haben. Würde aber das Unheil vielleicht nicht noch größer geworden seyn, wenn keine Landstände da gewesen wären? Oder wenn es auf den Credit eines Landes ankömmt, oder wenn einem unter zwei Ländern, wo Landstände sind, oder wo keine sind, die Wahl gelassen würde, wo man sich niederlassen wollte; sollte es da wohl schwer fallen, sich darüber zu bestimmen, welchem von beiden man den Vorzug geben möchte?" Kräftig erklärte sich noch im Jahre 1794 Häberlin in seinem Handbuch des deutschen Staatsrechts. Bd. 2. S. 28. u. w.

mals verlieren, niemals veräußern könnte, und von Schmerzen und Unmuth außer sich gesetzt, in einen neuen Abgrund von Schrankenlosigkeit stürzte, nach sich.

Die Einführung der stehenden Armeen, wozu König Ludwig XIV. durch seinen Vorgang alle europäischen Höfe nöthigte, hatte nicht weniger verschiedene Erheblichkeiten zur Folge. Sie machte eine ununterbrochene Aushebung der gesündesten und wohlgestaltesten Männer unvermeidlich, und eben so unvermeidlich war die neue Bürde unerläßlicher Auflagen, mit welchen die Nationen beitragen mußten, nun ihre eigenen Opfer, welche sie mit ihren Söhnen zu machen hatten, zu erhalten *). Die Sache ist, wie sie ist, ein

*) Auch die stehenden Heere fanden ihre Vertheidiger. König Friedrich II. von Preußen schrieb 1770 an d'Alembert (hinterlassene Werke, B. II. Berlin. S. 85): „Sie beschuldigen diesen Fürsten (König Ludwig XIV.), zuerst das Beispiel zu den zahlreichen Heeren gegeben zu haben, die man heut zu Tage in Europa unterhält. — Durch große Armeen wird weder das Land entvölkert, noch werden der Betriebsamkeit Hände entzogen. In jedem Lande kann nur eine gewisse Anzahl von Ackerbauern seyn, in Verhältniß der Ländereien, die sie zu bearbeiten haben; so wie eine gewisse Anzahl Handwerker im Verhältniß mit der Größe des Absatzes. Der Ueber-

wesentliches Bedürfniß geworden, und welcher Fürst jetzt unterlassen würde, zu thun, was

---

rest würde betteln, oder Straßenraub begehen. Ferner bewirken diese zahlreichen Armeen den Umlauf des baaren Geldes, und vertheilen in den Provinzen gleichmäßig die Hülfsgelder, welche die Völker der Regierung zahlen. Die kostbare Unterhaltung dieser Armeen verkürzt die Dauer der Kriege; statt daß sie vor einem Jahrhundert 30 Jahre dauerten, sind die Monarchen jetzt aus Erschöpfung gezwungen, sie viel geschwinder zu endigen. In unsern Tagen (1770) pflegen sieben oder acht Feldzüge höchstens die Quellen der Fürsten zu erschöpfen, und sie friedfertig und nachgiebig zu machen. Auch muß man noch bemerken, daß diese großen Armeen die Stände weit genauer bestimmen, als sie es ehedem waren. Beim ersten Trompetenschall, der jetzt ertönt, verlassen weder der Landmann, noch der Handwerker, weder der Justizmann, noch der Gelehrte, ihre Geschäfte; ruhig setzen sie ihre gewöhnliche Arbeit fort, und überlassen den Vertheidigern des Vaterlandes die Sorge, es zu rächen. Ehedem wurden beim ersten Lärm eilfertig die Truppen geworben. Alles ward dann Soldat. Man dachte an nichts, als den Feind abzuwehren. Die Felder lagen brach. Die Werkstätten blieben leer, und die Soldaten schlecht bezahlt, schlecht unterhalten, schlecht gezogen, lebten bloß vom Plündern, und betrugen sich als Räuber in den unglücklichen Ländern, die ihren Verheerungen zum Schauplatz dienten. Alles dieses hat sich sehr geändert, nicht, als ob bei einigen Armeen nicht noch ehrlose Räuber und Plünderer wären; aber

er von andern gethan sieht, der würde seine Pflicht, für die öffentliche Sicherheit und Freiheit zu sorgen, gänzlich hintansetzen; aber gleichwie man von der Rechtlichkeit einer Stadt, in welcher jeder Bürger einen oder mehrere bewaffnete Männer unausgesetzt vor seine Thüre stellen müßte, weil er stets in der Gefahr stände, von einem seiner Nachbarn überfallen und beraubt zu werden, nur eine überaus schlechte Meinung anzunehmen berechtigt seyn würde, so kann man nicht umhin, über die brausenden Lobsprüche, mit welchen man die europäische, zumal die, seit gestern in Trieb gesetzte Sittlichkeit, Aufklärung und Verfeinerung aller Geistesanlagen allenthalben ausposaunet, mit Unmuth zu lächeln; so lange man nämlich das, was man den wildesten Wilden zum gräßlichsten Vorwurf macht, und was man an ihnen auf das äußerste zu verabscheuen vorgiebt, „daß sie unter sich in ewi-

---

alles dieses reicht doch bei weitem nicht an die Zügellosigkeit, die ehemals statt fand. Sie werden daher erlauben, daß ich mein Urtheil über die stehenden Armeen noch zurückhalte, bis Sie bessere Gründe anführen werden, um sie abzuschaffen." — Es bedarf kaum einer Erinnerung, daß sich gegen die Gründe des Königs Friedrich II. gar Vieles erinnern lasse.

gen Kriegen verwickelt, und nur mit ihrer wechselseitigen Ausrottung beschäftigt sind," selbst in beständiger Ausübung forttreibt; so lange man ferner das Höchste menschlicher Vortrefflichkeit in die glückliche Geschicklichkeit eines kühnen Eroberers setzt; so lange man zu gleicher Zeit in der wahren Aufklärung des Verstandes, und in der ächten Berichtigung menschlicher Begriffe nicht einmal so weit vorgerückt ist, um zu wissen, daß unter wahrhaft aufgeklärten Völkern der Kleinste sicher, ruhig und geehrt neben dem Größten wohnen, und daß ein Fürst von hundert Quadratmeilen, wenn er verständig und edelmüthig ist, so groß und preiswürdig sey, als ein Monarch von hunderttausend, und noch größer, wenn dieser kein Mann von edler Gemüthsart ist; — so lange man endlich alle Erinnerungen dieser Art kurz und schnöde von sich stößt, und fortfährt von überspannten, unweltläufigen Plaudereien zu sprechen, wenn man von dem, was jeder im Krieg Begriffene doch ja selbst durch den Krieg herstellen zu wollen, versichert, nämlich von einem fortdauernden Frieden spricht.

Zu den mit dem glänzendsten Beifall der großen Welt in ihrer Außenseite verherrlichten Erscheinungen gehörte die unter dem Kaiser Leopold I. zur Tagesordnung gewordene Mode,

in der Absicht, den Krieg zu lernen, auswärtigen, mit dem Vaterland nicht verbündeten, Kriegen nicht nur nachzuziehen, was, wenn allein von der Erlernung und Uebung im Dienst die Rede seyn soll, allerdings nützlich und rühmlich ist, sondern Menschen, die des Mörders Feinde nicht sind, zu morden, um im Nothfall zur Vertheidigung seines Vaterlandes das Morden zu verstehen; eine Mode fürwahr, für deren Rechtlichkeit eine gegentheilige, auch allgemein eingeführte Meinung keine Gewährleistung ist.

Die häufiger, als jemals, unter Ludwig XIV. zum Vorschein gebrachten Beispiele, solche Kriege, die sich durchaus nicht rechtfertigen ließen, aus bloßer Rache, aus bloßer Lust, zu rauben, aus bloßem Neid, um einen Dritten in seinem Glück und Vortheil zu stören, oder wohl gar aus bloßem Zeitvertreib anzufangen, und es für nichts zu achten, Hunderttausende unschuldiger Unterthanen erbärmlich umkommen, oder durch ungeheure Auflagen und Erpressungen in den Bettelstand versetzen zu lassen, veranlaßten die zum Grundsatz gewordene Erscheinung, vermöge welcher man sich nicht nur berechtigt, sondern oft wohl noch verpflichtet glaubte, die sittlichen Verbindlichkeiten, nämlich die Moral des Privatmannes von der Moral der Höfe zu tren=

nen *), nichts, was zu einem Vortheil führte, für unerlaubt zu halten, und über die Völ-

---

*) Friedrich II., König von Preußen, gab (in seinen hinterlassenen Werken B. 1. Vorerinnerung S. 11) die Fälle an, bei denen, nach seiner Meinung, ein Fürst sein Wort brechen dürfte.

„Das Beste des Staates," schrieb er, „ist Regel für die Fürsten. Die Fälle, wo Bündnisse können gebrochen werden, sind: 1) Wenn der Bundesgenosse seine Verpflichtung nicht erfüllt; 2) wenn der Bundesgenosse uns hintergehen will, und uns kein Ausweg übrig bleibt, als ihm zuvorzukommen; 3) wenn eine stärkere Macht uns unterdrückt, und uns zwingt, unser Bündniß zu brechen; 4) wenn es uns unmöglich fällt, den Krieg länger fortzuführen. Es ist nun einmal das Schicksal so, daß das unglückliche Geld auf alles wirkt. Die Fürsten sind die Sklaven ihrer Mittel; die Wohlfahrt des Staates ist ihr Gesetz, und zwar ein unveränderliches Gesetz. Ist ein Fürst verpflichtet, selbst seine Person zum Besten seiner Unterthanen aufzuopfern, so muß er ihnen noch vielmehr Verbindungen aufopfern, deren Fortdauer ihnen schädlich seyn würde. Beispiele von solchen gebrochenen Verträgen finden sich allgemein. Ich will sie nicht alle entschuldigen; aber das behaupte ich, es giebt Fälle, wo die Noth, oder die Ueberlegung, oder die Klugheit, oder die Wohlfahrt des Landes, Fürsten dazu zwang, indem ihnen kein anders Mittel blieb, sich vom Untergange zu retten. — Der Weise, der in den Ursachen die Folgen voraussieht, muß sich zu rechter Zeit jenen Ursachen, wenn sie seiner Wohlfahrt im Wege stehen, ent-

ker zu lachen, welche in Erstaunen geriethen, und welche noch so viele Reste von Menschen=

---

gegen setzen. Man erlaube mir, mich über diese delikate Materie, welche noch gar nicht gründlich abgehandelt worden, genauer zu erklären. Es scheint mir offenbar und ausgemacht, daß ein Privatmann gewissenhaft seinem Wort getreu bleiben muß, hätte er es auch unbedachtsam gegeben. Bricht der andere sein Versprechen, so kann jener Schutz bei den Gesetzen finden; und endlich, was auch daraus komme, so ist es nur immer ein Einzelner, der leidet; aber bei welchen Gerichtshöfen soll ein Landesherr klagen, wenn ein anderer gegen ihn sein Versprechen bricht? Das Wort eines Privatmannes zieht nur das Unglück eines einzelnen Menschen nach sich; das Wort der Regenten aber eine allgemeine Noth für ganze Nationen. Die Sache läßt sich auf folgende Frage bringen: Ist es besser, daß das Volk umkomme, oder daß der Fürst seinen Vertrag breche? Wer ist so schwachköpfig, um bei der Entscheidung dieser Frage noch anzustehen? Die angeführten Fälle zeigen, daß, um über die Handlungen eines Regenten zu entscheiden, man zuvor reiflich erwägen muß, in welchen Umständen er sich befand, wie sich seine Bundesgenossen betrugen, welche Mittel ihm zur Erfüllung seiner Versprechungen zu Dienste standen, oder fehlten." — Daß es Fälle geben könne, in welchen das gegebene Versprechen von selbst aufhört, läßt sich leicht begreifen; aber daß man, anstatt wirklich solche Fälle vor sich zu haben, sich oft an Trugschlüsse hielt, ist eben so wenig zu läugnen. Häberlin sagt (in seinem Handbuch des deutschen Staatsrechts, Berlin

gefühl hatten, um (im Namen ihrer Herren) zu erröthen, wenn sie in öffentlichen Kriegsankündigungen die gräßlichen Vorwürfe lasen, worin Könige, einer den andern, der schändlichsten Meineide, der unverschämtesten Lügen und Treulosigkeiten, der empörendsten Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten, und der, am hellen Tage, mit dem Muthwillen der Uebermacht an schwächern Fürsten und Völkern verübten gewaltsamsten Einbrüche und Straßenräubereien beschuldigten. Die Folge solcher Ereignisse war, daß sich, nachdem bei der Entscheidung von Recht und Unrecht sehr oft peinliche Verwirrungen, Mißverständnisse und Falschheiten zum Vorschein kamen, gewissenhafte Fürsten eigene Gewissensräthe, oder

---

1794. Bd. 2. S. 41. in not.): „Erstaunen muß man, wenn in unsern Tagen hin und wieder laut behauptet wurde, ein Regent, dessen Hauptpflicht sey, das Beste des Staates zu befördern, könne sich durch Verträge (mit seinen Landständen) die Hände nicht binden lassen; er sey berechtigt, dem Vertrage gerade entgegen zu handeln, sobald es ihm scheine, daß dessen Beobachtung dem Wohle des Ganzen nachtheilig sey. Was wären aber alsdann Verträge? Was wäre ein Bürger? Was wäre bürgerliche Freiheit? Kann der Fürst allein gesetzmäßig beurtheilen, daß das, was er thun will, besser ist, als das, was er thun soll?" u. s. w.

sogenannte Hoftheologen, welche sogar bei neuen Auflagen, um die Rechtlichkeit derselben zu Rath gezogen wurden, hielten, und wenigstens ihren Unterthanen zu erkennen gaben, daß es ein Unrecht gäbe, und daß sie das Unrecht verabscheuten. Die sittliche Reinheit, Güte und Veredlung der menschlichen Natur, das dauernde Wohlseyn der Völker, selbst das gesicherte Wohlseyn der Fürsten gewann bei den eben erwähnten Erscheinungen gewiß nicht, und es fehlte damals schon überhaupt dazu, daß der größte Theil von Europa in ein bodenloses Verderben aller Art gestürzt würde, nichts mehr, als daß jener Strudel von vergiftenden Keimen aller Art, welcher unter dem tonangebenden Zeitalter des Königs Ludwigs XIV. sich gesammelt hatte, anstatt mit dem thätigsten Ernst unterdrückt zu werden, wohl noch alle Unterstützung finden würde, um sich in seinem ganzen Umfang entwickeln, und Frankreich und andere Länder in sich verschlingen zu können. Wir wollen sogleich sehen, mit welchen Vorbereitungen man die Begebenheiten der nachgefolgten Zeiten herbeiführte.

Historische Anekdoten.

Der Schein betrügt.

Der Graf (nachmaliger Herzog und französischer Feldmarschall), Anton von Gramont, mußte sich in seiner Jugend wegen einer Ehrensache (sonderbar genug, daß man den Zweikampf noch immer so nennt) aus Frankreich flüchten. Da er nun in der weiten Welt nicht ganz geschäftlos umherflattern wollte, beschloß er, Kriegsdienste in Deutschland zu nehmen, und in solcher Absicht den damals weit berühmten bayerischen General Tilly, der die ligistische Armee anführte, aufzusuchen. Nichts war mit der Verlegenheit zu vergleichen, welche den jungen Franzosen gleichsam außer sich setzte, als er den von ganz Europa gepriesenen Tilly zuerst erblickte; er traf ihn an der Spitze seiner eben im Marsch begriffenen Armee. Tilly saß auf einem kleinen, erzmagern Schimmel, in einem für einen vornehmen General sehr sonderbaren Aufzug; er trug nämlich (nach der damaligen spanischen Sitte) ein grün atlassenes Wams mit aufgeschlitzten Aermeln,

eben solche Beinkleider, mit einem Biret auf dem Kopf, von welchem eine rothe Feder bis auf den Rücken herabhieng; dazu kam ein kleiner, zwei Finger breiter Gürtel mit einem Schlachtdegen, und endlich an dem Sattelknopf eine Pistole. Gramont glaubte im ersten Augenblick, daß es mit dem Kopf des Mannes, der einen solchen Anzug wählen konnte, unmöglich ganz richtig stehen könnte, und daß er demnach, anstatt jenen Feldherrn, von welchem Jedermann mit der höchsten Achtung sprach, gefunden zu haben, einem Phantasten in die Hände gefallen sey; er lernte aber den Mann, dessen Kleidung ihn so sehr befremdete, bald besser kennen, und er war genöthigt, zu gestehen, daß er unter allen den Offizieren, welche er bis dahin gesehen habe, nie einen verständigern, weisern, vollendetern Kriegsmann gesehen hätte. Tilly, der im ersten Augenblick auf dem Gesicht des jungen Franzosen gelesen hatte, was in ihm vorgieng, nahm, nachdem er ihn umarmt, und über seine Ankunft eine herzliche Freude bezeigt hatte, ganz unbefangen das Wort: „Wie ich sehe, mein lieber junger Herr, sagte er, so kömmt Ihnen meine Kleidung sehr sonderbar vor. Diese Kleidung ist ja freilich nach der französischen Mode ganz und gar nicht; aber sie ist nach meiner Mode, und mehr braucht

es doch wohl nicht, sollte ich meinen, um für mich die beste Mode zu seyn. Wie ich ferner wahrnehme, so wollen Ihnen auch mein kleiner Schimmel und meine Pistole nicht behagen. Damit Sie nun von dem Tilly, welchen zu sehen Sie eine so weite Reise gemacht haben, etwas günstiger urtheilen lernen, so kann ich nicht umhin, ihnen zu sagen, daß ich sieben Schlachten gewonnen habe, ohne diese Pistole auch nur Einmal aus der Halfter gezogen, oder diese Maus von Schimmel müde gemacht zu haben." **Memoires de Gramont. T. I. p. 13.**

Folgen eines unzeitigen Scherzes.

„Als der kaiserl. Feldmarschall Holzapfel den bayerischen Feldmarschall Grafen von Gronsfeld den 30. Sept. 1647 aus dem Feldlager bei Losa wegen der Vereinigung beider Armeen geschrieben, meldete er unter anderm: „Wie aber Ihre (des Gronsfelds) unberittene Reiter mit Pferden, Gezeug, Pistollen, langen Röhren, Waffen, Armschienen, Träpgänsen, Fasanen und Berghanen wiederumb von mir zu versehen, kann ich nicht wissen." Dieses nun hat Gronsfeld ybel, und für einen Schimpf aufgenommen, derowegen es geahndet worden, und ziemblliches Mißtrauen entstehen können,

wann mans nit in Güte beigelegt, vnd Holzapfel sich entschuldigt hätte, daß es bloß aus vexation vnd Kurzweil geschehen sey, massen dan Gronsfeld an den Holzapfel, Fürsten von Lobkowiz und den von Traun sehr nachdrucksam, dem ersten aber geschrieben, er habe keine Trapgänse, Fasanen, noch Berghanen, sondern das begehrt, wessen er auf das punktualische befehlt sey. Den 6. Okt. ist auch von Ihre kurfürstliche Durchlaucht Maximilian I. dem Gronsfeld geschrieben worden, weil man dafür halte, Holzapfel werde obiges nit auf beser Mainung, sondern nur auf einen scherz (denne er zwar woll unterlassen könden) geschriben haben, So werde ers auch nit übel aufnehmen, sondern mit Ihme, seinem eufer nach, guete ainmüthige Correspondenz vnderhalten, damit dadurch allzeit deſs gemainen weesens Dienst befördert werde." ex Coaev. Mspt.

Deutsches Ceremoniel.

Wenn man sich über die Sonderbarkeit des an deutschen Höfen nach dem westphälischen Frieden mit ängstlicher Eifersucht eingeführten Ceremoniels wundert und lustig macht, so dürfte dabei wenig zu erinnern seyn, als daß man nicht vergessen soll, daß ähnliche

Sonderbarkeiten nicht weniger an andern europäischen Höfen zur Hofsitte geworden waren. Der französische Gesandte Gramont erzählt während seines Aufenthaltes zu Frankfurt, wo 1658 wegen einer neuen Kaiserwahl die Kurfürsten sich einfanden: „Der König von Ungarn (Leopold, nachmaliger Kaiser) wurde bereits von allen Kurfürsten besucht. Seine Weise, sie zu empfangen, hat etwas Eigenes; er erwartet nämlich die Ankommenden oben auf der Stiege, und wenn er sieht, daß sie im Heraufgehen sind, steigt er drei Stufen hinab; dann geht er, der erste, durch die Thüre, und behauptet immer die rechte Hand. Als ihn der Kurfürst von Mainz besuchte, bemerkte dieser Herr, daß der König nur erst zwei Stufen herabgestiegen sey; er blieb demnach unten an der Stiege so lange stehen, bis endlich Jemand darauf verfiel, den König Leopold zu erinnern, daß er noch eine Stufe herabzusteigen habe. Leopold that den dritten Schritt unverzüglich und sogleich kam auch der Kurfürst von Mainz wieder in Bewegung."

Höchst sonderbarer Uebermuth des türkischen Hofes.

In dem Friedensschlusse, welchen Kaseri Leopold I. zu Vasvar 1664 mit der Pforte schloß, wurde unter andern ausgemacht, daß beide Theile sich wechselseitige Geschenke durch außerordentliche Abgeordnete zuschicken sollten. Von Seite des Kaisers Leopold wurde zu dieser Verrichtung der Graf von Leslie beordert, und den 31. Oct. 1665 hatte dieser Herr seine Abschiedsaudienz bei dem Großsultan mit den in dergleichen Fällen hergebrachten Ceremonien. Er selbst, und die Vornehmsten vom Adel von seinem Gefolge ließen sich vor dem Sultan auf ihre Kniee, und senkten ihre Häupter auf die Erde nieder, bei welcher Gelegenheit der Herr von Renninger, welcher bei sechzehn Jahren kaiserlicher Resident gewesen, und wegen Alters und Podagra so schwach geworden war, daß er sich nicht so tief, als er es wohl hätte thun sollen, bücken konnte, von dem Capigi = Bachis so ungestüm niedergestoßen wurde, daß er mit dem Kopf auf den Boden schlug, und etliche Wunden in die Stirne bekam; dadurch der gute Mann so verwirrt gemacht wurde, daß er seine Rede, wie er vorgehabt, nicht zu halten vermochte; wie er auch hernach dießfalls keine Genugthuung erlangen konnte. Mencken S. 99 u. w.

Der wohlgerathene Scherz 1666.

Gottfried Wilhelm von Leibniz war in seiner Jugend nach Nürnberg gekommen, in welcher Stadt sich (nach der damaligen allgemeinen Sitte) eine geheime Gesellschaft von Scheidekünstlern (Chemikern) befand, welche auf die Erfindung des Steines der Weisen (lapidis philosophorum) losarbeiteten. Gleichwie nun Leibniz überall alles Wissenswürdige zu wissen verlangte, und demselben nachtrachtete, so gieng er lange mit sich zu Rath, wie er es möchte dahin bringen können, zum Mitglied jener geheimen Gesellschaft aufgenommen zu werden; er las chemische Bücher, verstand aber einen großen Theil ihrer Kunstsprache nicht, und wurde bald verleitet, zu glauben, daß die neuen, unverständlichen, sach- und saftlosen Wörter wohl auch selbst von denjenigen nicht verstanden werden dürften, welche solche neue barbarische Wörter bloß erfunden hätten, um sich damit ein Ansehen zu geben, und das Publikum, welches von solchen Schwächlichkeiten, und kleinlichen Betrügereien gelehrter Leute gar keinen Begriff haben könnte, glauben zu machen, daß in dem, was unmöglich einen Sinn haben könnte, ein tiefer Sinn verschlossen seyn müsse. In einer solchen Voraussetzung schrieb sich Leibniz ein großes

Verzeichniß unverständlicher und sinnloser Wörter zusammen, und machte daraus einen Brief, wovon er (wie er nachher öfters lachend erzählte) nicht das Geringste verstand, mit der Aufschrift an Daniel Wülfer, Direktor der geheimen Gesellschaft. Dieser Herr Direktor gerieth über die tiefe Gelehrsamkeit des Briefes, woraus er übrigens mit Mühe kaum so vieles entziffern konnte, daß der Verfasser die Aufnahme in die Gesellschaft wünschte, in ein solches Erstaunen, daß er dem Leibnitz, als einem ihm von einem besondern Glück zugesandten Adepten nicht nur sogleich die Aufnahme in die Gesellschaft, sondern auch eine Pension mit der Verbindlichkeit, daß er sein Mitgehilfe und Sekretarius seyn sollte, zuwegen brachte, was Leibniz auch wirklich annahm, wiewohl nicht lange behielt. Johann Georg von Eckhart Lebensbeschr. von Leibniz.

Seltene Bescheidenheit zweier Künstler.

Der bayerische Landschaftenmaler, Joachim Franz Beich, machte während des spanischen Successionskrieges eine Reise nach Italien, wo der berühmte Maler, Franz Solimena, als er einige Arbeiten des Beich zu sehen bekam, dergestalt von denselben gerührt wurde, daß er nicht nur verschiedene davon copirte, son-

dern sogar vom Beich verlangte, daß er die Copie verbessern sollte; aber der bescheidene und fein fühlende Beich machte nach der Copie des Solimena eine neue Copie, und überreichte ihm dieselbe, worauf ihm Solimena die seinige schenkte.

Die sonderbare Vorstellung.

Der Abbé de Bois Robert hatte einen Neffen, welchen er dem Kardinal und Premierminister Richelieu vorstellen, und ihm dadurch eine Pfründe auswirken zu können wünschte. Wiewohl er nun bei dem Minister in großen Gunsten stand, und wiewohl er täglich Gelegenheit hatte, mit ihm von seinem Neffen zu sprechen, so wußte er doch zu gut, daß der Minister viele, und wichtigere Dinge zu denken hätte, um einer solchen Kleinigkeit, wie er vorzubringen hätte, nicht bald wieder zu vergessen; und weiter wußte er, daß der Minister sonderbare oder belustigende Einfälle wohl aufnehme, und sich derselben erinnere. Bois Robert beschloß demnach, etwas zu thun, was eine solche Erinnerung an seinen Neffen bewirken konnte; und mit dieser Absicht fand er sich eines Tages in dem Garten ein, worin der Minister, umgeben von ganzen Schaaren zudringlicher Schmeichler und Aufwärter, zu

gewissen Stunden spazieren zu gehen pflegte. Er erwartete den Zug bei einem Bassin, und ihm zur Seite stand sein kleiner Neffe. Wie nun der Minister vorüber kam, ergriff Bois Robert seinen Neffen, und warf ihn in den Bassin. Das Geschrei des Jungen, so wie der Lärm der Vorübergehenden, machte, daß der Minister still stand, um zu sehen, was vorgehe. Als nun der Junge ganz von Wasser triefend und mit ihm sein Onkel zum Vorschein kam, fragte der Minister gleich, wer der Junge wäre. Es ist mein Neffe, antwortete Bois Robert, welchen ich hiemit Eurer Eminenz vorstellen und zu Gnaden empfehlen wollte. Diese Art, mir Jemanden vorzustellen, ist ganz neu, fuhr der Minister fort, und lachte. Es soll nur ein sogenanntes nota bene seyn, erwiederte Bois Robert, welches Eure Eminenz an meinen armen Neffen erinnern dürfte. Ich werde mich dessen erinnern, sagte der Minister. Der Neffe erhielt eine Pfründe.

Der glückliche Zufall.

Matthäus Prior, einer der besten engländischen Dichter, und der größten engländischen Staatsmänner, ward, da sein Vater, ein Schreiner zu London, frühzeitig gestorben war,

in dem Hause seines Oheims erzogen, der ihn mit aller Sorgfalt unterrichten, und in die Schule zu Westmünster gehen ließ. Gleichwie nun Prior ein ganz vortrefflicher Kopf, und für ächte geistige Schönheiten auf alle Weise empfänglich war, so gewann er für die Lektüre der Klassiker bald einen dergestalt dauerhaften Geschmack, daß er niemals wieder davon abließ, und daß er, nachdem ihn der Oheim, ein Weinhändler, von der Schule nach Hause genommen hatte, um ihn mit seinem Gewerbe bekannt machen zu lassen, beständig einen und andern Klassiker in der Tasche trug, und mit jedem freien Augenblicke zu seiner Unterhaltung zurückkehrte. Vorzüglichst liebte Prior den Horaz, welchen er vortrefflich erklären, und den er beinahe auswendig hersagen konnte. Da nun von Zeit zu Zeit viele vornehme Engländer, um sich bei einem Glas Wein zu unterhalten, in das Haus des Oheims kamen, wurde das Verhalten des jungen Prior von einem derselben besonders bemerkt und beobachtet. Dieser war eben zugegen, als eines Tages die vornehmen Lords über eine Stelle des Horaz nicht einig werden konnten, und rief: „Wir wollen den Kellerjungen fragen, der wird's entscheiden.“ Prior erklärte die Stelle, und entschied zum Erstaunen der Anwesenden vortrefflich; aber

einer derselben, der Graf von Dorset, ließ es dabei nicht bewenden; er ließ ihn weiter studieren, und England erhielt den großen Mann, der zu Westmünster liegt.

Deutsche Redlichkeit.

Während der brandenburgische Kurfürst, Friedrich Wilhelm, genannt der Große, mit seiner Armee wider die Franzosen 1672 am Rhein stand, machte ihm ein Franzos das Anerbieten, daß er (gegen eine angemessene Belohnung, wie sich versteht) den französischen Feldmarschall, Türenne, ermorden wollte. Der Kurfürst wies den Meuchelmörder mit Verachtung und Unmuth von sich, und gab dabei dem Türenne von dem Vorfalle auf der Stelle Nachricht; er warnte ihn, wohl auf seiner Hut zu seyn, indem es in seinem Lager Leute gäbe, welche sein Leben feil böten. Er setzte hinzu, daß es ihn freue, dem Feldmarschall einen Beweis von seiner Hochachtung für seine Verdienste geben zu können, welche auch selbst dadurch nicht ausgelöscht worden wären, daß seine Franzosen in die Wette geeifert hätten, seinen Ländern so vieles Verderbniß, und seinen, an dem Krieg unschuldigen, Unterthanen so vieles Ungemach und Leiden, als möglich, zu verursachen.

Der abgelehnte Zweikampf.

Der rheinpfälzische Kurfürst, Karl Ludwig, hatte sich im Jahre 1674 in dem Krieg zwischen König Ludwig XIV. und dem Kaiser Leopold I., mit dem letztern verbündet, und Gelegenheit gegeben, daß den Franzosen Philippsburg entrissen ward. Dieser Vorfall entrüstete den französischen Feldmarschall, von Türenne, dergestalt, daß er der Pfalz zueilte, und das schöne Amt durch Plünderungen und Brand mit einem Ingrimm verwüstete, welcher den Kurfürsten glauben machte, daß der grausame Mann nichts mehr wünschen dürfte, als wider seine Person anrennen und wüthen zu können. In dieser Hinsicht schickte der Kurfürst an den Türenne ein Schreiben, worin er ihm sein unverantwortliches Verfahren, mit welchem er unschuldige und wehrlose Unterthanen zu Grunde richtete, auf das schärfeste ahndete, und ihn zu einem Zweikampf, wodurch ihren persönlichen Spaltungen mit Einem Male ein Ende gemacht werden könnte, herausforderte; allein Türenne, den es weniger kostete, brennen zu lassen, als sich zu schlagen, lehnte die Herausforderung ab, indem er zur Antwort gab: „Er pflege sich wohl manchmal zu schlagen, aber nur an der Spitze von zwanzigtausend Secundanten.“

Die kluge Auslegung.

Der erste Kriegsminister Königs Ludwig XIV., Louvois, war dem Feldmarschall von Türenne schon aus der Ursache, weil er Talente und Verdienste hatte, welche der König schätzte, und dann auch, weil er der einzige Offizier war, der sich vor ihm nicht sklavisch beugte, äußerst gram, und er ließ daher den Türenne während seiner Feldzüge sehr oft, und gerade in den dringendsten Lagen, ohne Unterstützung an hinlänglicher Mannschaft und andern Bedürfnissen; indem er hoffte, daß Türenne seinen Feinden unterliegen, und darüber die Gunst und das Zutrauen des Königs verlieren würde. Türenne begriff die Sache, und schwieg; und als ihm 1664 eines Tages, wo der Mangel unentbehrlicher Dinge zu auffallend war, darüber von den Umstehenden ein Befremden gezeigt, und erinnert wurde, daß man sich keine vernünftige Ursache denken könne, warum Louvois einen General, der dem Hofe so gute Dienste leistete, wie Türenne, hassen, und noch weniger, wie er ihn mit Dingen, ohne welche jede schöne Ausführung nothwendig gehemmt werden müßte, in Noth stecken lassen könne; erwiederte Türenne mit einem Schein von Unwillen: „Wie, meine Herren! Sie wollen einen so tief und

richtig denkenden Minister, wie Louvois ist, tadeln? Sie wollen Beweise von Unwillen und Mißgunst dieses großen Ministers auf mich in Dingen finden, welche gerade der höchste Beweis seiner Achtung und seines Wohlwollens für mich sind? Wenn mir Louvois die Truppen, deren ich bedürftig bin, vorenthält, so will er mir eine Gelegenheit verschaffen, zeigen zu können, daß ich auch mit Wenigen thun könne, was Andern schwer ist, mit Vielen zu thun. Er will, daß ich mich sonderbar auszeichne, um unserm Monarchen, dem König, sagen zu können: Welch ein Mann von ganz sonderbaren Verdiensten ist unser Türenne!"

Die wohlerklärten Einbildungen.

Der berühmte Dichter Racine hatte die Schwachheit, für einen Hofmann gelten zu wollen, ungeachtet Jedermann wahrnahm, daß das dazu geeignete, wenn gleich nur geringe, Talent seine Sache schlechterdings niemals seyn werde. Als ihn nun Ludwig XIV. einst mit dem Herrn von Cavoye, einem ächten Hofmanne, spazieren gehen sah, sagte er: „Diese zwei Männer sehe ich sehr oft mit einander spazieren gehen, und ich kann mir die Absicht, welche sie zusammenbringt, leicht erklären. Wenn die Herren zusammen gehen,

bildet sich Savoye ein, ein witziger Kopf, Racine träumt, ein Hofmann zu seyn."

Die sonderbare Beurtheilung eines Gedichts.

Der französische Dichter, Johann Chapelain († 1674), bekam vom König Ludwig XIV. einen jährlichen Gehalt, mit der Obliegenheit, die Begebenheiten des im engländischen Krieg berüchtigten Mädchens von Orleans zu schreiben. Chapelain künstelte dreißig Jahre an dem ihm aufgetragenen Gedicht, und förderte etwas zu Tage, das Niemand vor Langweil lesen konnte. Der Witz der Franzosen ergoß sich in die Wette über diese poetische Geburt; aber keine Beurtheilung war nachdrücklicher, als die folgende. „Die damals lebenden Dichter und verewigten Humanisten, Despreaux, Racine, la Fontaine, Chapelle, Furetier und noch andere Männer von Geschmack hatten sich ein Haus gewählt, worin sie öfters in Gesellschaft zusammen kamen. Man war übereingekommen, daß ein Exemplar von dem Gedicht des Chapelain beständig auf dem Tisch liegen, und ja nicht aus seinem Platze gerückt werden sollte. So oft nun einer der Anwesenden entweder wider die Reinheit der Sprache, oder wider die richtige Be-

urtheilung ein Versehen gemacht hatte, wurde er durch die Mehrheit der Stimmen gewöhnlich zu der Strafe verurtheilt, einige Verse aus dem Gedicht zu lesen. War das Versehen außerordentlich, so wurde der arme Sünder verdammt, zwanzig Verse zu lesen; aber man mußte sich vollends etwas unerhört Linkes haben zu Schulden kommen lassen, wenn die Stimmen der Richter so weit giengen, das Ablesen einer ganzen Seite zu verhängen."

Die sonderbare Höflichkeit.

Als die Franzosen im J. 1689 die Stadt Speier eroberten, hatten sie den schärfsten Befehl, die Garnison ohne Ausnahme niederzumachen. Ein deutscher Offizier bat um sein Leben; allein der Franzos, der sich ihm näherte, gab verbindlich zur Antwort: Mein Herr! bitten Sie mich um etwas anders, um was Sie wollen, nur um Ihr Leben nicht; das darf ich Ihnen einmal nicht schenken.

Die beissige Frage.

Ein erblicher Fehler der Deutschen, welcher Fehler so beschaffen war, daß er die Freiheit und Selbstständigkeit dieser Deutschen un=

vermeidlich zernichten mußte, war die Eifersucht auf die Herrschaft, auf die Macht, und auf das Ansehen eines andern. Die allerwichtigsten Geschäfte des Staates und des Krieges wurden durch Streitigkeiten um den Rang, und durch Mißhelligkeiten wegen desselben vereitelt, verloren, und unwiederbringlich zerstört. Wer daher einen Mittelweg erfand, wobei sich beide Theile ihres Ranges wegen gerettet glaubten, der erwies den um ihren Vorrang bekümmerten Herren sowohl, als selbst der guten Sache stets einen wohlthätigen Dienst. Als im J. 1692 die Reichsarmee bei Speier über den Rhein gieng, entstand zwischen dem Landgrafen von Hessen, und dem Markgrafen von Bayreuth eine heftige Spannung, indem beide zugleich die obersten Befehlshaber sowohl über den rechten, als über den linken Flügel waren, und indem dessen zur Folge einer dem andern den Vorrang streitig machte. Zu ihrer Beruhigung erfand man diese Aushilfe, daß man schlechterdings nur von zwei Korps sprach, ohne jemals dazu zu setzen, ob es das rechte oder das linke wäre. Als nun der Herzog von Würtemberg, welcher dieses Histörchen dem Marschall Villars erzählte, jenen beiden Fürsten und Feldherren einen Besuch abstattete, um ihnen zu der sinnreichen Erfindung des Mittelweges, der ihnen beiden aus ihrer

Verlegenheit geholfen hätte, Glück zu wünschen, sagte er: „Meine Herren! Sie haben die Erfindung von zwei Körpern gemacht; könnten Sie dann nicht auch einen Kopf darauf finden?“

Die seltene Großmuth.

„Nach dem (im Jahre 1691 erfolgten) Hintritt des Louvois, schickte König Ludwig XIV. auf der Stelle nach dem Chamlay, um ihm das erledigte militärische Staatssekretariat aufzutragen, auf welches Barbesieux, während der sechs Jahre, die er unter der Leitung seines Vaters arbeitete, die Anwartschaft erhalten hatte. Chamlay galt ohne Ausnahme für den besten Generalquartiermeister der ganzen Armee. Alle Generale suchten mit Eifer seine Freundschaft. Der König, und was noch mehr sagen wollte, Türenne schätzten ihn, und selbst Louvois war ihm nicht weniger zugethan; mit einem Worte, Chamlay war allen nothwendig. Der König konnte für die Kriegsgeschäfte keine bessere Wahl treffen, und er drang auch sehr inständig in ihn, die Stelle anzunehmen; aber Chamlay brachte ein — wie das anderemal das Recht, welches Barbesieux auf die erledigte Stelle hätte, in Erinnerung, und endigte damit, daß er sagte:

„Wenn E. M. die Stelle dem Sohn durchaus nicht geben wollen, so bitte ich E. M. dieselbe Jemanden andern zu geben, als mir. Ich kann mich mit einer solchen Beraubung seines Vaters nicht beladen; er ist mein Freund, und ist mein Wohlthäter." Dieses Benehmen des Chamlay setzte die ganze Welt in Erstaunen; nur dem Chamlay war es nichts Außerordentliches, und er ward über nichts verwundert, als daß man seine Erklärung bewundern, und ihn darüber loben konnte. Eine solche Großmuth, sagt Dûclos, der diese Anekdote (T. I. p. 190) erzählt, verdient in der Geschichte einen Platz; Handlungen dieser Art werden auch meine Denkschriften gewiß nicht zu sehr überladen.

Aechter Witz.

Der Kardinal und Primierminister Mazarini gerieth einst im Piketspiel mit seinem Mitspieler in einen heftigen Wortstreit, wobei die Umstehenden mit Ehrfurcht schwiegen. Nun kam der am Hofe sehr beliebte Dichter Bensérade dazu, und kaum hörte und bemerkte er, was vorgieng, als er rief: „Eure Eminenz haben dießmal Unrecht!" Wie? rief der Minister, Sie wissen noch nicht einmal, wovon die Rede ist, und geben mir Unrecht. „Ach,

bei allen Göttern! erwiederte Benserade, das Stillschweigen der umstehenden Herren bezeugt dieß nur zu laut. Diese Herren würden alle ein Zetergeschrei angestimmt haben, gerade wie Eure Eminenz, wenn Eure Eminenz nur einen Schein von Recht hätten."

Die gute Ausnahme.

Nachdem der französische Marschall Tallard in der Schlacht bei Höchstädt 1704 gefangen worden, wurde er nach dem Quartier des Marlborough geführt, welcher nichts unterließ, was dazu dienen konnte, jenen Marschall über seine Lage zu trösten. Dieser, welchem alle die schönen Trostgründe, mit denen man die Unbeständigkeit des Glücks betrachten kann, längst bekannt waren, fiel dem Marlborough halb unwillig in die Rede, indem er sagte: „Alle diese schönen Worte machen nicht ungeschehen, daß Eure Herrlichkeit heute Truppen besiegt haben, welche unstreitig die tapfersten Truppen unter der Sonne sind." „Mit Ausnahme derjenigen, unterbrach ihn Marlborough hastig, mit Ausnahme derjenigen, muß ich behaupten, von welchen jene unüberwindlichen Truppen heute besiegt worden sind."

Gute Antwort eines französischen Soldaten.

Marlborough erkannte unter den Franzosen, welche in der Schlacht bei Höchstädt verwundet und gefangen worden waren, einen Soldaten wieder, dessen tapferes Betragen er während der Schlacht bemerkt hatte; er sagte zu ihm: „Wenn dein Herr mehrere solche Soldaten hätte, wie du bist, so würde er unüberwindlich seyn.“ „Ach! antwortete der brave Franzose, das, was meinem König mangelt, sind nicht solche Soldaten, wie ich bin, sondern das sind solche Generale, wie Sie sind.“

Die feine und gelungene Zurechtweisung.

Der berühmte engländische Philosoph, Johann Locke, war dergestalt an ein thätiges Leben gewöhnt, daß er jeden Augenblick, wo er nicht etwas Nützliches thun konnte, für verloren, und daß er zumal das Spielen für eine Beschäftigung müßiger und leerer Köpfe hielt. Der Herzog von Buckingham, der Mylord Halifax, und andere Große von England, lauter Männer von Geist, Geschmack, und Belesenheit waren übereingekommen, sich zu ihrer Unterhaltung zu bestimmten Zeiten bei

dem Mylord Ashley zu sehen. Locke war, als ein allgemein verehrter und beliebter, und als ein äußerst unterhaltender Mann, ebenfalls von der Gesellschaft, welche gleich das erste Mal damit anfieng, daß sich die Herren, nach den gewöhnlichen Complimenten, Karten bringen ließen, und zum Spiel setzten, ohne im Geringsten ein Gespräch einzuleiten. Locke betrachtete die Herren eine Weile, dann zog er seine Schreibtafel heraus, und schrieb mit großer Aufmerksamkeit. Einer der Anwesenden bemerkte dieß, und bat den Locke, ihm doch zu sagen, was er schrieb. „Mylord, antwortete der Philosoph, ich beschäftige mich, diese Gesellschaft so viel möglich zu benützen; denn da ich mit Sehnsucht der Stunde entgegen sah, in der ich die Ehre haben würde, der Gesellschaft der größten und aufgeklärtesten Männer unsers Jahrhunderts beizuwohnen, so glaubte ich, nachdem ich jetzt dieses Glück wirklich genieße, nichts Besseres thun zu können, als die Geschichte dieser glänzenden Gesellschaft, und die weisen Reden, welche darin gewechselt worden sind, aufzuschreiben. Ich habe wirklich alles, was ich seit einer oder zwei Stunden die großen Männer sprechen hörte, aufgezeichnet.“ Locke las den Herren ihre Reden vor, und man fühlte zwar das Belustigende, aber man fühlte auch das Leere,

Linke, und Richtige derselben. Die Herren verließen das Spiel, und beliebten künftig, ohne Zwang und gesuchten Ernst, sich mit Gesprächen, welche Männern von Kopf Ehre machen, zu unterhalten.

Der schlimme Scherz des Prinzen Eugen.

König Ludwig XIV. wurde, wie bekannt ist, überall und unaufhörlich von den Schriftstellern und Künstlern aller Art mit Lobsprüchen überhäuft und betäubt. Nach der für jenen König höchst unglücklich ausgefallenen Schlacht bei Höchstädt (1704) lud (der Sieger) Prinz Eugen die gefangenen Franzosen zu einem Singspiel ein; ließ aber, anstatt des angekündigten Stücks, fünf vom Quinault geschriebene Prologen singen, welche von Lobsprüchen für den König Ludwig XIV. ganz erfüllt waren. „Da können nun die Herren sehen, sagte Eugen, welches eigene Vergnügen es mir gewährt, Lobsprüche auf ihren König singen zu hören.“

Die bestrafte Einbildung.

Der französische berühmte Rechtsgelehrte, Pellisson, Fontanier Paul († 1693), der auch ein großer Redner, und sehr guter Geschicht-

schreiber war, (er schrieb die Geschichte der Akademie, als Mitglied derselben, ferner lettres historiques, l'histoire de la conquête de la Franche-Comté etc.) war durch die Blattern auf eine dergestalt gräßliche Weise verunstaltet worden, daß die Frau von Sevigne sagte, er mißbrauche zu sehr die Freiheit, welche den Männern zustände, häßlich seyn zu dürfen. Eines Tages ergriff auf öffentlicher Straße eine sehr hübsche und artige Frau seine Hand, und führte ihn, ohne ihm etwas zu sagen, nach dem nächsten Haus. Pellisson, der sich von einer schönen Frau geführt sah, und der Hoffnung war, daß dieser sonderbare Zufall zu keiner schlimmen Entwicklung führen könnte, folgte ihr ohne alles Bedenken, hörte sie aber, nachdem sie beide in das nächste Haus gekommen waren, zu dem Herrn desselben sagen: „Zug für Zug, und schlechterdings wie dieses Gesicht." Dann riß sie sich los, und gieng ihres Wegs. Nachdem Pellisson von seinem Erstaunen über das Betragen der schönen Frau sich erholt hatte, wandte er sich um einige Aufklärung dieses Benehmens an den Herrn des Hauses, der zuerst die Zumuthung von sich ablehnte, dann aber bekannte, daß er ein Maler sey. „Ich habe, sagte er, von der Frau, welche Sie zu mir brachte, den Auftrag erhalten, die Ver-

suchung Christi in der Wüste zu malen. Nun haben wir länger, als eine Stunde miteinander berathschlagt, wie das Gesicht des Teufels gestaltet seyn müßte. Plötzlich rannte die Frau auf Sie zu, brachte Sie hieher, und wie sie selbst hörten, machte sie mir den Auftrag, Ihr Gesicht zu portraitiren.

Aeußerungen eines festen Charakters.

Unter die großen kriegerischen Eigenschaften des Kurfürsten Maximilian Emanuel von Bayern gehörte vorzüglich seine Gleichmüthigkeit im herben Unglück, und seine Unerschrockenheit und fester Sinn in den grausamsten Verlegenheiten und Gefahren. Folgende Thatsachen sind unter unzähligen andern schöne Belege davon.

Der Kurfürst befand sich im Jahre 1691 bei der verbündeten kaiserlichen Armee in Italien, und belagerte die Festung Carmagnola. Da nun der oberste Befehlshaber der Stadt, Marquis dû Plessis-Belliere, eine außerordentliche Achtung für den Kurfürsten trug, und ihm davon einen Beweis geben wollte, so ließ er ihn durch einen Abgeordneten bitten, ihm zu sagen, in welcher Gegend des Lagers sich sein Zelt befände. Der Kurfürst ließ dem Kommandanten sagen: „Er sollte nur seine

Schuldigkeit thun; er Kurfürst befände sich im Lager." Der Kommandant übergab die Stadt den 19. Okt. 1691.

Beim Ausbruch des spanischen Erbschafts-krieges hatte der Kurfürst seinen Beistand den Franzosen zugesagt, und einige Zeit nach der berufenen Einnahme von Ulm und anderer Plätze hatte er alle Hände voll zu thun bekommen, um sich der Kaiserlichen und ihrer Verbündeten, welche ihn auf allen Seiten einzuschließen drohten, zu erwehren. Seine Verlegenheit hatte einen hohen Grad erreicht, als endlich der Marquis von Villars den 12. Mai 1703 mit französischen Hilfstruppen bei ihm eintraf. Villars, der immer in einem hohen Tone zu sprechen gewohnt war, machte an den Kurfürsten sogleich solche Forderungen, welche diesem Herrn zu verstehen geben sollten, daß er (von Villars) berechtigt sey, einen unumschränkten Werth auf die französischen Hilfstruppen zu legen; er verlangte die Einräumung der befestigten Städte Ulm, Ingolstadt und Braunau zum sichern Zufluchtsort für seine Truppen; er forderte ferner, der Kurfürst sollte die Anführung der vereinigten Armee, und die Gelder, welche aus des Feindes Ländern erhoben werden würden, an die Franzosen überlassen. Da er bemerkt haben mochte, daß der Kurfürst während dieser Vor-

träge heftig bewegt werde, setzte er hinzu, daß er den Auftrag, jene Forderungen an ihn zu stellen, von seinem Hofe erhalten habe. „Ich dachte nicht, sagte der Kurfürst, (mit einem gesetzten, aber mit tiefem Unmuth vermischten Wesen) daß die französischen Hilfstruppen so gar theuer seyen. Diese Truppen sind mir zu theuer um diesen Preis. Der König mag sie nur wieder zu sich nehmen.“ Nun war die Reihe, in Verlegenheit zu kommen, an dem Marschall. Seine Verlegenheit war auch, nachdem ihm der Kurfürst tägliche Gelegenheiten gab, zu bemerken, welchen Mann er vor sich habe, so groß, daß er seinen König bat, seine Stelle bei dem Kurfürsten mit einem andern Marschall zu ersetzen.

Der Marquis D—, welcher in seinen Memoires d'Espagne etc. die vorstehende Anekdote T. II. p. 65. erzählt, erwähnt (T. II. p. 203 etc.) noch einer andern, die von der Festigkeit und Großmuth des Kurfürsten zugleich zeugt. Bekanntlich haben die Oesterreicher dem Kurfürsten einige Tage vor der Schlacht bei Höchstädt sehr große Versprechungen gemacht, wenn er von seiner Verbindung mit Frankreich abstehen würde. Die Schlacht bei Höchstädt gieng verloren, und der Kurfürst war wieder (man kann sich leicht denken, in welchem Zustand) nach Brüssel gekommen. Hier

kam eben unser Marquis D — zu ihm, der das Unglück hatte, in der besagten Schlacht gefangen, und gleich andern seines Standes und Geschicks mit der Ungnade des Königs gestraft zu werden. Der Kurfürst führte sogleich die bittersten Klagen über die Gleichgültigkeit des Königs von Frankreich gegen ihn, als von dem er, nachdem er ihn an sein Versprechen, ihm zur Vergeltung das Niederland abtreten zu wollen, wie nicht minder an die versprochenen Hilfsvölker erinnert, nicht einmal eine Antwort erhalten hätte. Der Marquis bestärkte den Kurfürsten in seinen Beschwerden, und gab ihm endlich den Rath, er möchte von einem so undankbaren Hofe abgehen, und jetzt jene Anerbietungen, welche ihm der Kaiser und seine Verbündeten vor der Schlacht bei Höchstädt gemacht hatten, annehmen; allein der Kurfürst faßte sich denselben Augenblick, und sagte mit festem Tone: „Mein Geist kennt keine Kleinmuth. Schon die Ehre verbietet mir, Ihrem Vorschlag Gehör zu geben, und ich habe keine Wahl, als mit Hilfe dessen, dem ich mein Wort gab, alles, was ich wünschte, zu gewinnen, oder alles, was mir in der Welt lieb seyn kann, zu verlieren.“

Das wohlbenützte Feuerwerk.

Eugen und Marlborough kamen im Jahre 1708 nach der Eroberung von Lille nach Haag. Die Generalstaaten bewillkommten die berühmten Helden mit allen ersinnlichen Arten von Auszeichnungen, und beschloßen, ihnen zu Ehren ein prächtiges Feuerwerk zu veranstalten. Eugen und Marlborough lasen einer aus dem Blick des andern den geheimen Wunsch ihrer Seelen, und eröffneten den Generalstaaten, daß es ihnen unendlich mehr Vergnügen machen würde, wenn man die Geldsummen, welche für ein flüchtiges Lustfeuer bestimmt wären, dazu anwenden wollte, den holländischen Soldaten, welche während des Feldzuges verwundet worden wären, ihr Schicksal zu erleichtern. Dieser Antrag wurde mit einer unbeschreiblichen Freude aufgenommen. Die Nation fand nicht Ausdrücke genug, um ihre Bewunderung der Großmuth solcher Helden auszudrücken, welche das Vergnügen, wohl zu thun, der ihnen zugemeinten Ergötzung unendlich vorzögen, und die Truppen weinten Freudenthränen darüber, in ihren Generalen, welche sie bis dahin bloß für unüberwindliche Helden gehalten hatten, auch Männer von zartem Menschengefühl verehren und lieben zu können.

Sonderbare Eitelkeit König Ludwigs des Vierzehnten.

Im Jahre 1690 lieferte der Herzog von Luxemburg bei Fleury (einem Dorfe in der Grafschaft Namur) dem Obergeneral der verbündeten Truppen, Prinzen von Waldeck, eine Schlacht, in welcher die französische Armee, ungeachtet sie der feindlichen an der Zahl der Truppen zweimal überlegen war, so übel zugerichtet wurde, daß sich der Herzog schlechterdings außer Stand befand, in dem gedachten Jahre noch einmal etwas Wichtiges vorzunehmen. Aber dennoch hatte in eben derselben Schlacht die französische Armee 6000 Feinde getödtet, und 7000, worunter 900 Offiziers gewesen seyn sollen, gefangen. Weil aber, ungeachtet jener Getödteten und dieser Gefangenen, von unbefangenen und sachkundigen Leuten gezweifelt wurde, ob die Franzosen mit Grund berechtigt seyn könnten, ihr Schicksal bei der Schlacht einen Sieg zu nennen, so entschied selbst der König Ludwig XIV., daß für die Franzosen die Schlacht für gewonnen erklärt, und ein Sieg genannt werden sollte; und damit Jedermann überzeugt werden möchte, wie herrlich derselbe gewesen sey, so befahl er, daß man den Gefangenen ihre Waffen nicht abnehmen, sondern sie mit solchen in Frank-

reich herumführen, daß man sie auf den Hauptplätzen großer und volkreicher Städte in Schlachtordnung aufstellen, und daß man durch dieses ungewöhnliche Schauspiel den Franzosen einen genüglichen Begriff von dem Siege bei Fleury geben sollte.

Das wahre Lob.

Als Ludwig XIV. den Massillon zum ersten Male predigen gehört hatte, sagte er zu ihm: „Ich habe in meiner Kapelle mehrere berühmte Prediger gehört, bei deren Vortrag und Ausdruck ich sehr zufrieden geworden; aber wenn ich Sie höre, werde ich mit mir selbst allemal sehr unzufrieden.“

Ein König braucht kein Dichter oder Künstler zu seyn.

König Ludwig XIV., an dessen Hof Jedermann ein Dichter, ein Kunstkenner, ein witziger und scharfsehender Kopf seyn wollte, konnte nicht umhin, die herrschende Mode ebenfalls mitzumachen, und Dichtereien zu beurtheilen. Wie er ein gütiger, großmüthiger Herr war, so fielen seine Urtheile gewöhnlich günstig aus, und so war denn dieses eines Tages der Fall mit einigen Versen, welche der König gewal=

tig lobte; aber der Zufall wollte, daß Boileau zugegen war, welcher, gleichwie er gewöhnt war, frei zu reden, sogleich verschiedene Unvollkommenheiten in den Versen rügte. Einige Hofleute machten die Bemerkung, daß die Kühnheit des Boileau an eine Ungezogenheit grenze; aber der König wies sie zurecht, indem er sagte: „Boileau hat Recht. Solche Sachen versteht er besser, als ich.“

Weil aber, wenn der König etwas beurtheilte, nicht allezeit ein Boileau zugegen, sondern weil vielmehr alles, was der König sprach, stets bis an die Sterne erhoben worden war, so kam ihn manchmal sogar die Lust an, selbst Verse zu schreiben. Einst hatte er viele Mühe auf ein kleines Sinngedicht verwendet, das aber zuletzt ihm selbst gar nicht behagen wollte. Als der König eben diese Erfahrung machte, trat der alte Feldmarschall von Gramont herein. „Lesen Sie mir doch, wenn Sie so gefällig seyn wollen, dieses magere Madrigal, fieng der König an, und urtheilen Sie, ob Sie jemals etwas Abgeschmackteres gelesen haben. Seit man weiß, daß ich gerne Verse lese, bringt man mir das elendeste Zeug aller Art. —

„Eure Majestät beurtheilen alles mit der größten Richtigkeit, sagte der Marschall, nachdem er die Verse gelesen hatte. Dieses Ma=

drigal ist doch wahrhaftig das tollste, heilloseste Zeug, das ich in meinem Leben gelesen habe."

„Gestehen Sie selbst, fuhr der König fort, (und lachte) ob der Verfasser nicht der größte Tollkopf unter der Sonne sey."

„Ein Tollkopf ohne seines Gleichen ist er unstreitig," erwiederte der Marschall.

„Vortrefflich gesagt! fiel ihm der König in's Wort. Ihr Urtheil über den Verfasser ergötzt mich unbeschreiblich; denn ich selbst bin der Verfasser."

„Ach! schrie der, ganz außer Fassung gesetzte, Marschall, welchen Scherz machen sich Eure Majestät mit mir! Ich habe die Verse in der That nur sehr flüchtig gelesen."

„Nein, nein, mein lieber Herr Marschall! fiel der König ein. Sie haben schon recht gelesen. Die ersten Urtheile sind gewöhnlich die richtigsten." — Der König, sagt die Frau von Sevigné, welche diese Anekdote erzählt, lachte sehr über das drollige Urtheil des Marschalls; aber Jedermann gestand, daß die Verlegenheit, welche Gramont durch sein Urtheil sich zuzog, der peinlichste Fall war, in welchen ein alter Höfling sich verwickeln konnte.

Zu Versailles wohnte ein Edelmann, Villiers, welcher alle Anordnungen, die der König zu Versailles machte, tadelte. Als der König diesen Villiers einst im Garten antraf,

sagte er zu ihm, indem er ihm auf eines der neuesten Werke zeugte: „Dieß Werk hat also wieder nicht das Glück, Ihren Beifall zu haben? Es gefällt mir nicht, antwortete Villiers. „Es hat aber doch den Beifall von vielen Leuten!“ fuhr der König fort. Diesen Beifall mag es wohl haben, erwiederte Villiers. Jeder hat seine eigene Ansichten. „Nun wohl, sagte der König lächelnd, man kann doch auch nicht gar Jedermann in der Welt gefallen.“

Die unverschämte Schmeichelei.

König Ludwig XIV. hörte sich recht gerne loben, ohne darüber das Gefühl, daß ein übertriebenes Lob ins Abgeschmackte falle, zu verlieren. Die damalige Akademie zu Paris hatte, unter andern Schwächlichkeiten, auch diese, daß sie den König (der König nämlich belohnte sehr großmüthig) zum ewigen Gegenstand ihrer Lobpreisungen machte, und daß sie sich zuletzt nicht mehr schämte, dem König eine Frage vorzulegen, welche sie zur künftigen akademischen Preisfrage aufwerfen wollte: „Welche von allen den Vollkommenheiten, die der König besitzt, verdient vor allen den Vorzug?“ Der König erröthete über eine so ungeheure Frage, und sagte: „Laßt es doch mit diesem Kapitel (eurer abgeschmackten Lobereien) ein=

mal am Ende seyn, und schonet eures und meines Ruhmes!"

Die allerneueste Mode.

Schon in den letzten Jahren Königs Ludwigs XIV. kam der häßliche Unfug zur Tagesordnung, daß zeitgeistige Prediger immer nur eine sogenannte Vernunftmoral predigten, ohne des Erlösers Jesu Christi und seiner göttlichen Lehre, wovon die Vernunft nichts weiß, im geringsten zu erwähnen. Eines Tages sagte König Ludwig XIV. zum Boileau: „Ich höre, daß in Paris ein neuer Prediger, der Abbé Tourneau, ein außerordentliches Aufsehen mache. Jedermann will seine Predigten hören. Was ist denn an diesem Manne so gar Vorzügliches?" „Das ist leicht zu erklären, erwiederte Boileau. Eure Majestät wissen selbst, daß man stets der neuesten Mode nachläuft. Der Abbé Tourneau predigt ganz etwas Neues. Er predigt Jesum Christum und sein Evangelium.

Geschichte der Ursachen, welche den neuern Zustand von Europa herbei führten. Französische Schriftsteller bildeten die Denkart und die Grundsätze, den Ton der Höfe und der Welt. Verzeichniß derselben.

Je näher wir unsern Zeiten kommen, desto zahlreicher kommen uns von allen Seiten solche Ereignisse, welche das Wesentliche von den Vorfallenheiten unsrer Tage herbei führten, welche die unmittelbaren Ursachen unermeßlicher Folgen waren, entgegen. Der Hauptantheil an diesen Ursachen und Folgen ist in dem Fortschritt, und dem sonderbaren Gang und Ton, welchen die wissenschaftlichen Kenntnisse genommen haben, zu suchen. Wie der Mensch versteht und wünscht, weiß und will, so handelt er. Die neuen Ereignisse mit der Gelehrsamkeit in Frankreich, wovon wir be-

reits einige Meldung gemacht haben, schufen, so zu sagen, ein neues Menschengeschlecht. Die Gelehrten sprachen zu den Monarchen, sprachen zu den Regierungen, und zum Volke. Ihre Vorträge betrafen nichts Geringeres, als die Verständigung und Aufklärung des menschlichen Verstandes, die Bildung und Heiligung der menschlichen Neigung in Dingen, worin man nicht unwissend, nicht vernachlässigt seyn kann, ohne sogleich am Rande seines Verderbens zu seyn. Die schönste Morgenröthe verkündigte den herrlichsten Tag, und das Licht und die Wärme, welche sich in den unsterblichen Werken französischer Schriftsteller allen Seelen mittheilte, schien erst unmittelbar die geistreiche Nation, und von ihr aus ganz Europa in einen Zustand von Kenntnissen, Gefühlen und Bestrebungen versetzen zu wollen, bei welchem, wenn er unverrückt geblieben wäre, die Monarchen, die Regierungen und Völker nichts weiter zu thun gehabt haben würden, als des hohen Wohlstandes, welcher die Folge der menschlichen Ausbildung ist, zu genießen, und für die Erhaltung jenes Wohlstandes zu sorgen.

Man hat gesagt, und hört wohl noch jetzt nicht selten behaupten, daß es lächerlich sey, den Schriftstellern einen bedeutenden Einfluß in die Regierungen, und in die Schicksale der

Völker zuzugestehen, indem es nur eines einzigen Federstrichs eines Regenten bedürfte, um alle Einfälle, Vorschläge und Träumereien schriftstellernder Papiere, welche jeder ansehen könnte, wie er wollte, zu zernichten; allein man hat nichts dabei gedacht, und hat nur Worte gesprochen, indem man so sprach. Die gemeine Meinung, die herrschende Ansicht, welche man mit allen Dingen verbindet, und wornach man alle Dinge beurtheilt, kam von jeher nur äußerst selten, und nur in einzelnen Fällen von selbstdenkenden, selbst aus sich handelnden Menschen, sondern wurde ehemals überliefert, und seit dem durch die Buchdruckerei eingeführten Umlauf der Bücher immer nur eingeimpft und geleitet. Unsere Begriffe und Meinungen in den allerwichtigsten Gegenständen sind dieses Ursprungs. Gemeine öffentliche Ansichten und Meinungen aber führen, als Grundlagen und Voraussetzungen, stets unmittelbar zu jenen Beschlüssen und Veranstaltungen, mit welchen die Völkerregierungen handeln. Unsere herrschenden Grundsätze in der Staatskunst und Staatswirthschaft, im Landbau und Handel, und überhaupt in allen den Dingen, von welchen zweckmäßige (oder mißverstandene) Einrichtungen hervorgehen, sind Ausflüsse jener Meinungen, welchen große Schriftsteller und Literatoren in Büchern, oder

Hörsälen ein Gehör und Gewicht zu verschaffen, ihnen einen Zeitstempel von Unfehlbarkeit aufzuheften, und ihnen (so lange der Taumel anhält) ein Ansehen, dessen Gründlichkeit man ohne Gefahr seines Glücks nicht bezweifeln darf, zu verleihen verstanden haben. Männer, wie Rollin, Corneille, Racine, Bossuet, Fenelon, Moliere, Despreaux ꝛc., und in den letztern Tagen Voltaire, Rousseau, Montesquieu, Diderot, Bayle, d'Alambert, Marquis d'Argens ꝛc. waren, regierten zu ihrer Zeit, und regieren zum Theil noch jetzt die Begriffe und Meinungen der Völker, der Höfe und Regierungen. Und das, was jene und andere ihnen ähnliche Schriftsteller wirkten, war ungleich allgemeiner, ungleich wichtiger, ernsthafter und bleibender, als alle mit einem geräuschvollen, aber kurz anhaltenden Tumult angekündigte Thaten großer gleichzeitiger Feldherren, aller Türenne und Eugene, welche dadurch, daß sie mit Geschicklichkeit, mit Muth und Glück, Menschen und Länder niederwarfen, der menschlichen Natur keinen Dienst leisteten, dessen sich die Menschen mit Recht zu erfreuen eine Ursache gehabt haben. Man darf sich daher auch mit Grund die folgende Erinnerung erlauben. Allerdings müssen sich viele und große Eigenschaften vereinigen, wenn ein großer Feldherr zu Stand kommen soll;

aber zu allen Zeiten werden sich tausend und mehrere Menschen mit Anlagen, aus welchen ein großer Staatsmann oder ein großer Feldherr gebildet werden könnte, finden, bis Ein Mensch geboren wird, der die Gabe besitzt, eine Messiade, einen König Lear, oder einen Grandison und eine Clarisse zu liefern. Ein Fabelbuch, wie das des Lafontaine, erfordert einen ungleich reichern Geistesgehalt, als zur Geschicklichkeit, die verwickeltste Streitsache glücklich durchzuführen, erfordert wird; so nothwendig übrigens für das Wohl der Bürger, und so rühmlich demnach jene Geschicklichkeit auch ist. Der Einfluß und die Macht der mit der Kraft, Geister zu beherrschen, ausgerüsteten Schriftsteller und Lehrer ist von einer Gewalt und Größe, von welcher man, bei der unaustilgbaren Anlage und Neigung der Menschen zur Gerechtigkeit und Großmuth, zu hoffen berechtigt ist, daß über den Ruhm und Werth der gepriesensten Dinge ganz andere Begriffe in der Welt herrschen, und ganz andere Dinge, als da sind, denen ein eingebildeter Werth beigelegt worden ist, mit Achtung betrachtet werden würden, wenn schon Homer, (dieser feurige Preiser gewaltthätiger Leidenschaften und üppiger Zügellosigkeiten) wenn die großen Schilderer und Erzähler nach ihm sich vereinigt hätten, die Menschen, anstatt

ihnen die Köpfe zu verdrehen, bei einem gesunden Blick zu erhalten, und alles, was zu nichts führt, was einfältig, kleinlich, eitel, üppig und müßig ist, mit dem Gepräge von Erniedrigung, von Verächtlichkeit und Schande zu bezeichnen.

Wenn die wissenschaftliche, oder die schriftstellerische Sache eine so äußerst bedeutende, und tief und weit um sich wirkende Sache ist, so ist nichts begreiflicher, als daß es für uns von der größten Wichtigkeit seyn müsse, über die eigentliche Beschaffenheit, und über den Gang, den die wissenschaftlichen Erscheinungen in Frankreich, welches die Schule von ganz Europa geworden ist, seit dem unvergeßlichen Zeitraume König Ludwigs XIV., und unter den nachgefolgten Königen genommen haben, in eine ächte Kenntniß gesetzt, und vor allen Dingen in den Gesichtspunkt, von welchem aus alles in seinem natürlichen Lichte erscheinen muß, gestellt zu werden. Wir müssen die Männer, welche die Welt mit ihrem Geiste erfüllet, unterrichtet, gebildet, verbildet, und überhaupt auf eine verschiedene Weise erschüttert haben, wenigstens in einem kurzen Verzeichnisse kennen lernen. Wir wollen sie zuerst, damit wir die ganze Reihe dieser merkwürdigen Menschen, so zu sagen, mit Einem Blicke übersehen können, nach der Ordnung,

in der sie abtraten, liefern, und dann über die Natur ihrer Werke, und über die Folgen dieser Natur, welche Folgen wir mit Augen gesehen, und zum Theil erfahren haben, unsere Betrachtungen anstellen. Die allerwichtigsten aber der französischen Schriftsteller, nämlich die gewaltigen Geister, Voltaire, Jean Jac. Rousseau, Diderot, Marquis d'Argens, d'Alambert, Mercier, und einige andere, werden wir, weil sie die Hebel der neuern Welt waren, besonders vornehmen, und ihren Werth und ihren erstaunlichen Einfluß auf ihre Zeitgenossen, auf eine Art, daß jeder Leser sich selbst wird bescheiden können, historisch, mit den Zeugnissen von Thatsachen, schildern. Weil, sobald unter den Franzosen die Literatur erwachte, sogleich auch unter den Engländern eine beträchtliche Anzahl witziger und geistreicher Schriftsteller sich hervorthat und verewigte; so werden wir auch von diesen die vorzüglichsten nennen, und dann der Deutschen erwähnen, welche die Erscheinungen im Auslande erst spät bemerkten, welche (nach dem natürlichen Gange der Dinge) zu der Zeit, da jene schon in allen Fächern der Literatur Meisterstücke hoher Art geliefert hatten, erst für ihre Sprache Regeln schrieben, und die ersten Blüthen lieferten, da jene verblüht hatten.

Rabelais, Franz, geb. um 1483, ein überaus witziger, humoristischer, und dabei sehr gelehrter, aber zu freier Schriftsteller, der, zumal in seinen Ausfällen auf geistliche Gegenstände, sich über alle Grenzen der Bescheidenheit wegsetzte, und seinem Witz, so wie seinen unbeständigen Launen alles aufopferte (er war Franciscaner, Benediktiner, ein Arzt, und ein Staatsmann), übrigens aber allenthalben sich durch Scharfsinn, und durch die Gabe eines salzvollen, aber auch beißigen Scherzes auszeichnete; er starb im 70sten Jahre seines Alters 1553.

Muret, Marc. Ant., geb. 1520 aus einer adeligen Familie unweit Limoges im Dorfe Muret, ein großer Kenner und Verbreiter der Literatur der alten lateinischen Klassiker, deren Sprache er vollkommen verstand, und darin eine Menge Schriften verfertigte, welche ihm den Ruf eines Lehrers von vorzüglichen Eigenschaften erwarben. Da er mehr, als Einmal, schändlicher Dinge bezüchtigt, und aus Frankreich vertrieben wurde, führte ihn zuletzt sein Schicksal nach Rom, wo ihm Pabst Gregor XIII. den Befehl, über den Plato, Horaz, Cicero, Tacitus und Seneca zu lesen, ertheilt, und ihn mit Wohlthaten überhäuft hat; er starb in Rom 1585.

Montagne, Michael von, geb. 1533 in Perigord, bekam von Kindheit an, indem er zuerst lateinisch, und dann erst seine Muttersprache lernte, eine gelehrte Erziehung, und machte sich durch seine Essais, wovon 1580 die erste Auflage erschien, einen großen, und (wiewohl nicht ohne Vorwurf eines, in der Absicht Aufsehen zu machen, angenommenen Scepticismi) berühmten Namen; starb 1592.

Boissard, Johann Jacob, geb. 1528 zu Besancon, brachte seine Neigung zur Untersuchung von Alterthümern gleichsam mit sich auf die Welt, indem alles in ihm dahin zielte, seine Neigung für Alterthümer zu befriedigen. In solcher Hinsicht durchreiste er fast ganz Europa, und hatte das Vergnügen, sich durch das Glück und gute Freunde, welche ihm Zeichnungen von alten Denkmälern zuschickten, dergestalt unterstützt zu sehen, daß er zu Frankfurt am Main in 6 Theilen und 4 Tomis in Fol. seine berühmte Sammlung Antiquit. Roman. herausgab. In dieser Sammlung liest man von ihm eigene Aufsätze, als: Recentioris Romae Topographia; de funeribus et sepeliendi modis apud antiquos usitatis. Ferner hat man von ihm: Bibliotheca chalcographica illustrium virorum; de divinatione et magicis Praestigiis etc.; er ließ sich zuletzt in Metz nieder, und starb daselbst den 30. Okt. 1602.

Regnier, Mathurin, geboren 1573 zu Chartres, wo er Canonicus geworden. Er war ein guter Dichter seiner Zeit, und in Frankreich der erste Satyrendichter, worin er aber, um einige Blitze stechenden Witzes schimmern zu lassen, nicht selten den Wohlstand bei Seite setzte; er starb zu Rouen 1613.

Malherbe, Franz de, geb. zu Caen um 1555, kann als der Schöpfer der französischen Poesie betrachtet werden, deren halb wilde Freiheiten und Sorglosigkeiten er in die Grenzen der züchtigen Bescheidenheit zurück führte, und bessere Beispiele aufstellte, bei welchen seine Landsleute anfiengen, anstatt der Tiraden voll Schwulst und leeren Bombasts, Geschmack an einem natürlichen und gewählten Ausdrucke, an feinen Bildern und edlen Vorträgen zu finden; was dem Malherbe so eigenthümlich, und zuletzt so sehr zum Bedürfniß seiner Zufriedenheit geworden, daß er den Priester, der ihm in seiner letzten Krankheit vom ewigen Leben sprach, zu schweigen bat, weil er ein paar nicht vollkommen reine Redensarten mit einmischte, und daß er, als er schon mit dem Tode rang, noch einmal alle Kräfte zusammenraffte, um seine Hauswirthinn darüber auszuschelten, daß sie sich eines Wortes, das nicht gut französisch war, bedient hatte. Sonst war der sogenannte Ehrgeiz,

oder die Lobsucht seine Schwächlichkeit, welche so weit gieng, daß er selbst sich nicht selten die größten Lobeserhebungen beilegte. Das machte auch, daß er sich überall nach der eben erstandenen, neuesten Mode richtete, und daß er daher die schon zu seiner Zeit hervorgekeimte damalige Parisermode mitspielte, mit der Religion ein Gespött zu treiben. Er starb zu Paris 1628. Die beste Ausgabe seiner Gedichte hat **Mr. Menage** zu Paris 1666 herausgegeben. Sein Leben haben **Mr. Racan** zu Paris 1672, und **Balzac** in seinen **Entretiens** beschrieben.

Peiresc, (Peirescius Nic. Claud. Fabri) geb. 1580 auf dem Schlosse Bougencier in der Provenze, wo er Parlamentsrath wurde, verlegte sich hauptsächlich auf die Kenntnisse der Alterthümer, und starb zu Aix 1637.

Richelieu, Kardinal und Premierminister, Stifter der französischen Akademie, suchte auch den Ruhm der Schriftstellerei, und lieferte (außer verschiedenen Aufsätzen eines religiösen Inhaltes, welche er in seinen frühern Lebensjahren schrieb) ein paar Schauspiele, welche zwar dem Verfasser, aber nicht den Kennern gefielen. Da er übrigens bei seiner Stiftung einer Akademie der Wissenschaften vorzüglich die Absicht hatte, die französische Sprache auf einen Grad, auf welchem sie die

Herrschaft über alle andere Sprachen der Welt behaupten sollte, zu bilden, dadurch die Sitten zu mildern und zu verfeinern; so hat er sich in der That die außerordentlichsten Verdienste sowohl um seine Nation, als selbst wieder um die Ausbildung der Wissenschaften, und um die Aufnahme aller Klassen derselben erworben, übrigens aber die Gelehrten durch seine Auszeichnung derselben in eine Achtung versetzt, bei welcher der witzige Kopf mehr, als der Staatsmann und Feldherr, gegolten hat. Richelieu starb 1642.

Maynard (Mainard), Franz, geb. zu Toulouse 1582, Präsident zu Aurillac und Staatsrath, ein Schüler des Malherbe, und vertrauter Freund des satyrischen Dichters Regnier, schrieb, im Ganzen genommen, sehr artige Gedichte, welche bereits die Morgenröthe des sogenannten goldenen Zeitalters K. Ludwigs XIV. verkündigten. In seinen Sinngedichten zumal herrscht viel Witz; er befliß sich einer reinen Sprache, und sein Beispiel machte, daß man die bis dahin üblichen Versetzungen der Wörter vermied, und daß man sich bestrebte, in seine Verse und Vorträge Kürze, Verständlichkeit, Nachdruck und Wohllaut zu bringen. Sonst wurde an diesem Dichter bemerkt, daß er mehr, als einem großen Manne zukömmt, sich bemühte, bei seinen

Verdiensten hervorgezogen und belohnt zu werden, und daß er sich sehr darüber entrüstete, daß der Minister Richelieu nicht so gefällig seyn wollte, seine Vorzüge zu bemerken. Er schrieb einst diesem Minister, daß er, wegen seines hohen Alters, bald die Freude haben würde, König Franz I. zu sehen, und daß er diesem König erzählen würde, wie empfindlich der Minister Richelieu die Spanier (von welchen jener König in einer Schlacht bei Pavia 1525 gefangen worden war) gedemüthigt habe; allein, setzte der Dichter hinzu, was soll ich dann diesem König antworten, wenn er mich fragen sollte, welche Beförderungen und Belohnungen ich von dem Minister erhalten hätte? Schlechterdings nichts, antwortete sogleich der Minister, den es verdrossen zu haben schien, an solche Sachen, welche er zuvorkommend zu thun pflegte, erinnert worden zu seyn. Mainard zog sich nach Aurillack zurück, indem er an den Minister diese Verse richtete:

„Par votre humeur le monde est gouverné,
Vos volontés sont le calme et l'orage.
Vous vous riez de me voir confiné,
Loin de la cour dans mon petit menage:
Mais, n'est ce rien que d'etre tout a soi,

De n'avoir point le fardeau d'un emploi,
D'avoir dompté la crainte et l'espérance?
Ah! si le ciel, qui me traite si bien,
Avait pitié de vous et de la France,
Votre bonheur serait egal au mien."

An die Thüre seines Zimmers zu Aurillac heftete er die Verse:

„Las d'esperer et de me plaindre
des Muses, des Grands et du sort,
c'est ici que j'attends la mort,
sans la desirer, ni la craindre."

Mainard starb in einem Alter von 64 Jahren 1646.

Voitüre, Vincent, geb. zu Amiens 1598, einer der ersten französischen Dichter und Humanisten, welche mit der Morgenröthe des guten Geschmacks auftraten und sangen. Man hat von ihm eine kleine Sammlung recht artiger, aber, was auch von seinen Briefen bemerkt worden, oft sehr mühsam gekünstelter, und mit Wortspielen versehener Gedichte; er starb 1648.

Cartesius, (Des Cartes) Renatus, geb. 1596 zu La Haye in der Provinz Touraine, aus einem adeligen, reichen Geschlecht, studirte bei den Jesuiten, nahm dann bloß aus der Absicht, den Krieg zu lernen, als Freiwil-

liger, Dienste zuerst bei den Holländern, hernach 1619 bei den Bayern (mit welchen er der Schlacht bei Prag beiwohnte), endlich (um auch die Ungarn und Türken kennen zu lernen) bei den Kaiserlichen, von denen er sich, nach dem unglücklichen Ausgang der Belagerung von Neuhäusel, und dem Verlust seines Generals, des Grafen von Bucquoy, bald wieder entfernte, und zuerst einige Jahre in Italien, dann in Holland sich aufhielt, und endlich einer Einladung der Königinn Christina nach Schweden folgte, wo er in Stockholm im Hornung 1650 mit Tod abgieng. Seine Schriften: „Meditationes de prima philosophia cum responsionibus ad objectiones; Principia philosophica; dissertatio de methodo" u. a. trugen außerordentlich viel bei, die aristotelische Schulphilosophie außer Achtung zu setzen, und dem gesunden Nachdenken Platz zu machen, machten aber unter den Philosophen und Theologen seiner Zeit so vielen Lärm, und wurden nicht selten so gar hart ausgelegt, daß einige derselben im Jahre 1663 von einer Congregation der Kardinäle verboten wurden; was aber nicht hinderte, daß nicht verschiedene Gelehrte, zumal die Jesuiten in Frankreich und den Niederlanden, seine Philosophie in Schutz genommen, und daß dieselbe nicht eine ganze Schule von Cartesianern nach sich gezogen haben sollte.

Petau, Dionys., geb. zu Orleans 1583, betrat den Jesuitenorden, wo er sich durch seine meist historisch-kritischen Schriften (deren nicht weniger, als siebenzig sind) sehr auszeichnete, und zumal um die Zeitrechnung bedeutende Verdienste sammelte; starb 1652.

Balzac, Johann Ludwig, geb. 1594, war einer der berühmtesten französischen Humanisten seiner Zeit; er machte das Sylbenmaß der Prosa hörbar, und brachte Wohllaut und Ründung in dieselbe. Er machte durch die Hochachtung, welche man ihm von allen Seiten erwies, das Geschmeis der Zeitkritiker rasend, und sie überschütteten ihn mit Tadeleyen und Schmähschriften, ohne den Glanz seines Ruhmes zu verdunkeln. Er wurde in den Gesellschaften der vornehmsten und feingeartetsten Personen gerne gesehen, und sein gefälliges Wesen im Umgang machte, daß man im Allgemeinen das Schwülstige und Uebertriebene in seinem Vortrage nicht bemerkte, oder nachsehen wollte. Balzac wurde von den Bezeigungen von Hochachtung und Zuneigung, mit welchen seine Zeitgenossen ihn beehrten, gleichsam niedergedrückt. Jedermann wollte der Ehre, mit ihm in einem Briefwechsel zu stehen, sich rühmen können, wie er dann einem Freund klagte (**Dictionaire des portraits hist. a Paris I. 154.**): Ihr Freund ist der

Zielpunkt von allen geschmacklosen Complimenten der ganzen Christenheit, um nichts von den artigen zu melden, welche mir noch ungleich mehr Ungelegenheit verursachen. Ihr Freund wird verfolgt, wird gemeuchelmordet von den schmeichelhaften Zuschriften, welche von allen vier Theilen der Welt auf ihn zuströmen, und noch gestern lagen auf dem Tische seines Kabinets nicht weniger als fünfzig Briefe, welche alle auf Gegenbriefe warten, aber auf Briefe, welche geschrieben seyn sollten, um überall vorgelesen, abgeschrieben, um Jedermann durch den Druck zur Schau vorgelegt zu werden. Heute (schrieb der geplagte Balzac ein andersmal) liegen hundert Briefe vor mir, welche alle (und darunter einige von gekrönten Häuptern) auf eine Antwort warten." Kein Wunder, wenn solche Antworten zu studiert, zu verkünstelt ausfielen. Balzac war übrigens ein Mitglied der französischen Akademie, und er veranlaßte die Gründung eines Preises auf das beste Stück der Beredsamkeit; er starb im Jahre 1654.

Gassendus, Petrus, geb. 1592 in der Provenze, und Canonicus, dann Probst der Kathedralkirche zu Digne) wurde schon im 16. Jahre seines Alters zu Digne in der Provenze bestellt, die Rhetorik zu lehren, wurde 1645 königl. Professor der Mathes zu Paris,

wo er den 24. Oktober im J. 1655 wegen vielem Aderlassen aus Entkräftung starb mit dem Ruhm eines außerordentlich geschickten und erfahrnen Astronomen, und vortrefflichen Philologen, den alle gelehrte Männer seiner Zeit in ihren Zweifeln um Rath fragten, und den sie ehrten und hochschätzten.

Scarron, Paul, (Sohn eines Parlamentsrathes zu Paris) ein berühmter satyrischer Dichter, zumal im Burlesque, wie er dann die Aeneide des Virgils (freilich nicht mit dem Beifalle der Verehrer des Virgils) in sehr belustigenden Versen travestirte, ferner mit seinem Roman comique, welchen Boileau für das Beste seiner Werke hielt, und mit seinen les nouvelles espagnoles großen Beifall einerntete, übrigens aber durch seinen lachenden, und feinen Witz sich dergestalt geehrt und beliebt machte, daß sich in seiner Wohnung Personen vom ersten Range beiderlei Geschlechts versammelten, und daß die Königinn (Anna von Oesterreich) und der Kardinal Richelieu ihm Pensionen ertheilten. Er hatte die berühmte Francisca d'Aubigny (nachmalige Marquise von Maintenon) zur Gemahlinn, oder vielmehr zur geduldigen Krankenwärterinn; denn er war seit seinem 27sten Jahre fast an allen Gliedern gelähmt, und starb nach einer zweijährigen Ehe den 14. Okt. 1660.

Pascal, Blasius, geb. zu Clermont in Auvergne 1623, ein berühmter Mathematicus und Physicus, und vortrefflicher Literator, dem seine Schriften, les pensées de Pascal, die lettres provinciales, welche er unter dem Namen Louis Montalte herausgab, (sie wurden öffentlich verbrannt) und welche Hr. Nicole unter dem Namen Guilielmus Wendrockius in das Lateinische übersetzt hat, einen großen Ruf zugezogen haben; er starb 1662 im 39sten Lebensjahre.

De Marca, Peter, Erzbischof zu Paris. Sein Buch „de la concorde de l'Empire et du Sacerdoté" machte ihm viele Ehre. † 1622.

Perrault, Nicolaus, Herr von Ablancourt, geb. 1606 zu Chalons an der Marne, wurde wegen seines besondern Eifers für die alte Literatur 1637 ein Mitglied der königl. Akademie, und machte sich um jene Literatur durch gute Uebersetzungen griechischer und lateinischer Klassiker, als des Minutius Felix, vieler Reden des Cicero, des Tacitus, Lucian, des Zurückzuges der Zehntausend vom Xenophon und seiner Hist. graec., des Arian von den Kriegen des Alexander, des Thucydides ꝛc. sehr verdient; starb 1664.

Labbé, Philipp, geb. 1607 aus einem adeligen Geschlechte zu Bourges, machte sich

als ein gelehrter Jesuit durch eine Menge Schriften, deren Zahl sich auf 76 beläuft, und worin sehr schätzbare Sachen im Geschichtsfache vorkommen, zu seiner Zeit sehr berühmt; er starb als Professor der Theologie zu Paris 1667.

Beaumont de Perefixe, (Harduin de) Erzbischof zu Paris, Lehrer Ludwigs XIV., für welchen er das Leben König Heinrichs IV. schrieb; † 1670.

Süze, Henriette, (Tochter des Marschalls Grafen von Coligny) eine geistreiche Dame, welche sich durch Elegien u. a. einen großen Zeitruf erwarb, und 1673 starb. Ihre Schriften wurden mit mehreren Aufsätzen des M. Pelisson und einiger anderer 1725 in 4 Duodezbändchen gedruckt.

Moliere, Johann Baptist, geb. in Paris 1620, studirte in den Jesuitenschulen mit einer solchen Auszeichnung, daß er allen Zuspruch zu den aufmunterndsten Unterstützungen zu hoffen hatte; allein er ließ von seinem Hange zur Schaubühne sich fortreissen, wo er sich durch sein Spiel vielen Beifall, aber durch seine Schauspiele eine allgemeine Bewunderung, und die Achtung des Königs Ludwigs XIV. in einem solchen Grade erwarb, daß ihn derselbe im Jahre 1665 mit einer jährlichen Pension von 7000 Pfund, und dem Titel ei-

nes königlichen Schauspielers in seine Dienste zog, in denen er den 17. Hornung 1673 im 53sten Jahre seines Alters starb, mit dem Ruhme des ersten komischen französischen Dichters, der die Sitten seiner Zeit treffendst zu schildern, und die Freiheit des Terenz mit den beissenden Schilderungen des Plautus zu verbinden verstand. Sein „Geiziger," sein „Misantrop," der „Tartuff," die „gelehrten Frauen," der „eingebildete Kranke," und andere seiner Lustspiele sind berühmt, und verdienen es zu seyn.

Sabliere, (Anton de Rambouillet de la) geb. zu Paris 1615, schrieb sehr artige Gedichte, zumal Madrigale, und erwarb sich überhaupt vieles Verdienst um die Literatur seiner Zeit; so war auch seine Gemahlinn, Hesselin de la Saliere, eine derjenigen Damen, welche in ihrem Hause täglich eine gewählte Zahl witziger geistreicher Köpfe versammelte; wie dann La Fontaine mehr als 20 Jahre sich dabei eingefunden, und für die vielen Vergnügen, welche ihm in einer Gesellschaft von der feinsten Umgänglichkeit, und dem zartesten Wohlstandsgefühle zu Theil geworden war, öffentlich dafür in seinen unsterblichen Schriften gedankt hat. Anton Sabliere starb zu Paris 1680.

Moreri, Ludwig, geb. zu Bargemant in der Provenze 1643, Prediger zu Lyon, unternahm außer andern Werken, ein allgemeines Wörterbuch von geistlichen und weltlichen Sachen; wie er dann 1673, da er dreißig Jahre alt war, zu Lyon eine Sammlung (in Folio) herausgegeben, dann dieselbe für zwei Folianten vermehrt, auch einen davon an das Licht gestellt, die Herausgabe des zweiten aber nicht mehr erlebt, sondern die Arbeit seine Kräfte erschöpft hat, so, daß er 1680 im 38. Jahre seines Lebens starb.

Bossú, Renat, geb. zu Paris 1631, wurde regulirter Chorherr von St. Genovefa, trieb einige Jahre als Lehrer die schöne Literatur, und schrieb, nebst anderm, eine Abhandlung über epische Poesie, welche zu seiner Zeit ein großes Aufsehen machte; er starb endlich zu Chartres in der Abtei St. Johann 1680.

Rochefoucauld, Franz, Prinz von Marsilac, erster Herzog von Rochefoucauld, nachdem er seit seiner frühen Jugend an den geheimen Vorfällen und Unruhen des Hofes Theil gehabt, die Parthei der Mißvergnügten wider den Minister Richelieu gehalten, und unzählige erschütternde Schicksale und Widerwärtigkeiten erfahren hatte, zog er sich zurück, um seinen Geist durch wissenschaftliche Betrachtungen zu entschädigen. Sein Haus wurde

ein Sammelplatz aller Denker und schönen Geister. Er schrieb die Denkwürdigkeiten (Memoires) seiner Zeit von 1642 — 1652, welche noch bei seinen Lebzeiten, ohne sein Vorwissen gedruckt, von ihm aber unterdrückt, und erst nach seinem Tode, wiewohl nicht ganz vollständig, der Welt wieder mitgetheilt wurden. Man hielt ihn auch für den Mitarbeiter an dem bekannten Roman la Princesse de Clèves. Was er schrieb, schrieb er in einer kräftigen und reinen Sprache, bei der man um so mehr bedauern muß, daß seine bekannten moralischen „Reflexions et Maximes," worin er Trieb des Eigennutzes zum Haupttriebe aller menschlichen Handlungen macht, die traurige (auf die spätern und neuern Zeiten überaus nachtheilig wirkende) Folge hatten, die Begriffe und Vorstellungen von sittlicher Wahrheit, Güte und Vollkommenheit zu verwirren, zu entstellen, und zu verschlimmern. Dieser (übrigens in der Geschichte seiner Zeit merkwürdige) Mann starb zu Paris den 17. März 1680 im 68sten Jahre seines Alters.

Mezeray (Franz von Eudo, oder Eudes, von einem Dorfe in der Niedernormandie Mezeray genannt) geb. 1610, schrieb eine allgemeine Geschichte von Frankreich (von Pharamundo bis auf Heinrich IV.) und verlor darüber, daß er einige Wahrheiten zu derb schrieb, auf einige Zeit seine Pension; † 1683.

Villedieu, Maria Katharina, Madame de, war die Erfinderinn sogenannter Nouvellen, oder kleiner Romanen, deren lebhafter, und artiger Witz ihren Namen berühmt machte, und größere Romane verdunkelte. Ihre Schriften erschienen 1702 in zehn Bändchen, nachdem sie bereits 1683 ihr zeitliches Leben geendigt hatte.

Corneille, Peter, geb. zu Rouen 1606, war zuerst Advocat, dann tragischer Dichter, und der Vater des französischen Theaters, welches noch im Jahre 1625, da er sein erstes Stück, Melite, herausgab, in der größten Unbehilflichkeit sich befand. Sein Trauerspiel, Cid, erfüllte ganz Paris mit einem schwärmerischen Entzücken. Man erstaunte nur, und schien nicht zu begreifen, wie entflammte Leidenschaften so natürlich dargestellt, so einfach durchgeführt, so kräftig und zugleich so prunklos in der französischen Sprache ausgedrückt werden könnten. Die darauf gefolgten Stücke, die Horazier, Cinna, Rodogune u. a. wurden nicht weniger bewundert. Corneille, Peter, wurde aber nicht bloß bewundert, sondern auch (was bei den Schriftstellern keineswegs immer der Fall war und ist) geehrt und belohnt vom König und andern. Corneille wirkte auf sein Zeitalter, und auf die nächst gefolgten Geschlechter, und man kann sagen, was ein gro=

ßer Mann von Cicero sagte: Wem der gefällt, der hat es, der versteht es. Peter Corneille starb 1684 zu Chartres in der Abtei St. Johann. Karl Fontenelle hat sein Leben beschrieben.

Chapelle, Claudius Emanuel, ein zu seiner Zeit in Achtung gestandener tragischer Dichter, der ein zweiter Racine seyn wollte, ohne es zu seyn, und der wegen seinen witzigen und dreisten Reden überall von sich reden machte; er starb 1686 im 65sten Jahre seines Lebens.

Quinault, Philipp, geb. 1635 zu Paris, ein guter Schauspieldichter, wie seine „Kokette Mutter," oder „die entzweiten Geliebten" beweisen, und dann ein Meister in seinen Opern, in welchen er, zumal in seiner Proserpina, seinem Theseus, seiner Armide, einen bewunderungswürdigen Vortrag mit einem höchst reizenden Versbau zu verbinden gewußt, und in deren Vorreden er seinen Beschützer und Wohlthäter, Ludwig XIV., überaus gerühmt hat; starb zu Paris den 26sten Nov. 1688.

Du Fresne, Karl, Herr du Cange, geb. den 17. Dec. 1610 auf einem Landgut bei Amiens, legte den Grund zu seiner Liebe für die gründlichen Wissenschaften in den Schulen der Jesuiten, blieb, um sich den Wissen=

schaften desto ungehinderter widmen zu können, fast immer im Privatstande, und erwarb sich durch seine vielen gelehrten Werke, worunter vorzüglich das Glossarium mediae et infimae latinitatis, (et graecitatis) u. a. bekannt sind, einen unsterblichen Ruhm; † den 22. Okt. 1688.

Motteville, Francisca Bertaut de, geb. 1615. in der Normandie, schrieb Memoires, welche hauptsächlich die Königinn Anna, Mutter Ludwigs XIV., betreffen. † 1689.

Benserade, Isac von, geb. zu Lyon 1612, dichtete sehr artige Sonneten, und genoß, als ein vortrefflicher Gesellschafter, der auch das Loben zu rechter Zeit verstand, über vierzig Jahre die Achtung des glänzenden Hofes Ludwigs XIV., an welchem damals die Beurtheilung eines Sonnets eine Sache war, über welcher man verlorne Schlachten, und schlimme Lagen vergaß, und sich unendlich glücklich dünkte, für seine Meinung sich vieler Mitmeiner versichert zu haben. Dieß war der Fall mit zwei Sonneten, worin Benserade und Voitüre die Peinen einer hoffnungslosen Liebe schilderten; Benserade, indem er den Job glücklicher pries, weil dieser doch klagen konnte, was er nicht dürfte; Voitüre, indem er sagte, daß für seine Urania sein Verstand und sein Herz Parthei genommen, und

ihm die Flucht aus seinen Fesseln unmöglich gemacht hätten. Sogleich entstanden zwei Partheien, welche sich gegentheilig für die Sonnete erklärten, und von zwei Prinzessinnen geleitet wurden. Die Prinzessinn von Conti nahm den Hiob, die Herzoginn von Longueville die Urania in Schutz, und die Hiobisten und Uranisten beschäftigten den Hof und das Volk. Benserade ward 1674, was damals viel sagen wollte, in die Akademie aufgenommen. Im J. 1697 wurde zu Paris eine schöne Auflage seiner Werke veranstaltet, welche er aber nicht erlebte, indem er bereits 1691 mit Tod abgegangen war.

Saint-Real, (Cäsar-Richard de) ein französischer Abbé und guter Geschichtschreiber, der aber nicht selten mehr mit seiner Einbildungskraft, als mit der unbefangenen Kritik geschrieben, und in der Absicht, sein Werk unterhaltend zu machen, unsichere Anekdoten aufgenommen zu haben beschuldigt wurde. Für sein bestes Werk wird die **Conjuration des Espagnols contre Venise** gehalten, wo er die Schreibart des Sallusts vor Augen gehabt, und sehr schöne Bemerkungen vorgebracht hat. Sein Don Carlos ist mehr ein historischer Roman, als eine ächte Geschichte. Seine Schriften sind noch 1757 in 8 Duodezbändchen in Paris erschienen. Saint-Real starb in seiner Vaterstadt Chambery 1692.

Montpensier, Anna Maria Ludovica d'Orleans (Tochter des Johann Baptista Gaston, Bruder König Ludwigs XIII.) geb. in Paris 1627; schrieb Memoires eines sonderbaren Inhalts. † 1693.

La Fayette (Maria Magdalena, Gräfinn von) schrieb die ersten Romane, (die Prinzessinn von Cleve, und Zaide) worin man natürliche Begebenheiten mit Anmuth erzählet, und Sitten der feinern Welt geschildert findet. † 1693.

Pelisson, Fontanier Paul, geboren aus einem altadeligen und an berühmten Männern verherrlichten Geschlecht, zu Beziers in Languedoc im Jahre 1624, ein Mann von geläutertem Geschmack, und gründlicher Kenntniß der klassischen Literatur, hatte zuerst durch einige wohlgerathene Gedichte, aber in der Folge vorzüglich durch historische Schriften (unter welchen seine Geschichte der königl. französischen Akademie als ein Meisterstück galt; wie sie ihm denn auch die Aufnahme in die Akademie erwarb) die Aufmerksamkeit, und allgemeine Achtung der besten Köpfe seiner Zeit auf sich gezogen, noch mehr aber durch die Vortrefflichkeit seiner persönlichen Eigenschaften, durch seine Unbestechlichkeit, Standhaftigkeit, Ergebenheit und Treue für seine Freunde ewige Denkmäler der Bewunderung in dem An-

denken der Nachwelt sich errichtet. Sein Leben war auch abwechselnd mit solchen Schicksalen erfüllet, welche ihm Gelegenheit gaben, jene Eigenschaften zu zeigen. Als der Minister Nik. Fouquet in Verhaft genommen wurde, wurde Pelisson, als der vertrauteste Freund desselben in die Bastille gesetzt, worin er, da man ihm weder Bücher noch eine Feder zuließ, mit den Tönen einer Flöte eine Spinne zahm machte, so daß sie auf ein gegebenes Zeichen sich ihm näherte, und aus seinen Händen fraß; er war aus einem Kalvinisten ein sehr eifriger Katholik geworden, ohne jedoch ein Verfolger der Andersdenkenden zu werden. Im J. 1693 den 8. Horn. starb er zu Versailles.

Arnauld, (Arnald) Anton geb. zu Paris 1612, ein Mann, dem ein außerordentlicher Scharfsinn, und eine mit einem feinen Sinn für die schöne Literatur verbundene unbesiegbare Stärke des Geistes überall, wo er auftrat, eine ehrfurchtsvolle Hochachtung und Bewunderung zuzog. Er schrieb zuerst einige Werke, welche ihn als einen Humanisten von ächtem Geschmack ankündigten; aber nachdem er den Priesterstand angetreten, und (wiewohl nach langen Einstreuungen seiner Gegner) die Würde eines Doktors der Sorbonne erlangt hatte, wählte er theologische Gegenstände für

sein Fach. Arnauld war, die Feder in der Hand, ein fürchterlicher Mann; aber der liebenswürdigste Gesellschafter, der aufrichtigste und verbindlichste Freund, so, daß bei ihm der sonderbare Fall eintrat, daß man seine Feder scheute, und gleichwohl seinen Umgang suchte, in welchem er, so zu sagen, alle Gelehrsamkeit der Schule vergaß, und allein den Mann von feiner Geselligkeit vorstellte. Damals waren auf der Universität zu Paris die Streitigkeiten mit den Jansenisten von der Gnade u. dgl. große Mode. Arnauld betrat den Kampfplatz, und focht mit dem Erfolge, welcher nur die glänzendsten Kämpfer erwartete. Er zog sich einen Ruf, bei dem man es sich für ein Glück schätzte, einen Helden seiner Art sehen zu können, aber auch die rüstigsten und unversöhnlichsten Gegner zu, welche ihn mehr, als einmal zwangen, sich verborgen zu halten, und zuletzt sein Vaterland vollends zu verlassen; wie er dann zu Brüssel im Jahre 1694 starb, vermißt von seinen Freunden, und selbst von seinen Gegnern geachtet.

Des Houlieres, Antonia de la Garde, geb. zu Paris 1638, eine gute Dichterinn, deren Oden, Episteln, Epigramen, zumal die Schäfergedichte, in einer reinen Sprache mit lächelnden Bildern voll Anmuth, mit malerischen Schilderungen, und zarten und naiven

Stellen sich auszeichneten, und ihr die Aufnahme in die Akademien zu Arles in der Provence, und der Ricovrati von Padua zuwegenbrachten; sie starb in ihrer Geburtsstadt 1694, und hinterließ eine Tochter Antoinette des Houlieres, welche durch ihre ersten Verse den Preis der französischen Akademie sich errungen hat.

Felibien, Andreas, ein berühmter Schriftsteller des siebenzehnten Jahrhunderts, geb. 1619 zu Chartres, studirte zu Paris, gieng als Sekretair der französischen Gesandtschaft nach Rom, lernte daselbst den Poussin kennen, und wurde nach seiner Zurückkunft von Colbert 1666 zum Historiographus der königl. Gebäude, und 1673 zum Aufseher über die Alterthümer des Königs ernannt. Bei der von Colbert 1663 errichteten Akademie der Inschriften und Münzen wurde Felibien unter den acht Mitgliedern derselben ebenfalls ernannt; starb dann zu Paris 1695. Unter die vornehmsten seiner Schriften gehört: **Entretiens sur les vies et les ouvrages de plus excellents peintres anciens et modernes etc.**

Thomasin, Ludwig, geb. 1619 zu Aix in der Provence aus einem altadeligen Geschlechte, wurde Priester des Oratoriums, war ein überaus nützlicher Schriftsteller, und ein

Mann von ausnehmender Sittenreinigkeit, und eben so großer Wohlthätigkeit. Seine Art, bei der Gottesgelehrsamkeit die heilige Schrift, die Concilien und Väter zum Grund zu legen, und seine Schrift über die Kirchenzucht wurden allgemein geschätzt. † 1695.

Fontaine, Johann de la, geb. 1621 zu Chateau Thierri in Champagne, wurde, nachdem er lange gelebt hatte, ohne für etwas eine besondere Neigung zu bezeigen, durch eine Ode des Malherbe, welche er vorlesen hörte, wie aus einem langen, tiefen Schlummer erweckt, griff nach den Schriften alter und neuer Klassiker, und wurde einer der berühmtesten französischen Schriftsteller, zumal ihr erster Fabeldichter. La Fontaine war ein überaus witziger Kopf, der, da er ganz in seine Dichtungen und Anschauungen vertieft, und von aller abgemessenen Bedächtlichkeit weit entfernt war, mit seinen naiven Antworten, und mit seinem sonderbaren Benehmen, seinen Zerstreuungen und Vergessenheiten der Stadt Paris tausend Unterhaltungen machte, und die Anekdotensammler bereicherte. Da er in seinen jüngern Jahren einige zu freie Gedichte geschrieben hatte, äußerte er darüber in seinem reifern Alter eine unbeschreibliche Reue; er starb zu Paris 1695.

Nicole, Peter, geb. zu Chartres 1625, machte sich zuerst durch einige antijesuitische Aufsätze, die aber längst vergessen sind, bekannt, und nachher durch verschiedene andere Schriften, als **Essais de moral**, und zumal durch einen Aufsatz „über die Mittel, den Frieden in der Gesellschaft zu erhalten," berühmt; er starb zu Paris 1695 im 70sten Jahre seines Alters.

Sévigné, Maria, Tochter des Celsus Benignus von Rabutin, Freiherrn von Chantal rc., und der Maria von Coulanges, wurde 1629 geboren, 1644 an Heinrich, Marquis von Sévigné vermählet, und 1651, da ihr Gemahl in einem Zweikampfe blieb, Wittwe, und einzige Pflegerinn ihrer Kinder, eines Sohnes Karl, und einer Tochter Franzisca, denen sie eine vortreffliche Erziehung gab. Da diese im J. 1669 an den Grafen von Grignan verheirathet, und bald darauf genöthigt wurde, ihrem Gemahl nach Provence, wohin ihn der König Ludwig XIV. beordert hatte, zu folgen, so blieb der Mutter, welche über die Entfernung ihrer Tochter untröstlich war, nichts übrig, als die Schadloshaltung, sich mit ihrer Tochter in Briefen zu unterhalten. Diese Briefe nun, welche den Namen dieser Mutter verewigten, sind nicht nur köstliche Denkmäler mütterlicher Zärtlich-

keit, sondern was sie vorzüglich berühmt machte, Meisterstücke einer höchst natürlichen, und mit dem Geiste eines ächten Witzes und Salzes gewürzten Schreibart. Sie dachte nicht daran, für die Welt zu schreiben, und schrieb eben darum mit jener naiven Schmucklosigkeit, mit jener, allein aus einem empfindungsvollen und gerührten Herzen fließenden Einfachheit und holden Anmuth, welche sich nicht lernen, nicht nachahmen, nicht mittheilen, sondern nur von dem, der sie besitzt, nur von einer gleichgearteten Seele sich fühlen läßt. Die Briefe dieser Frau übertreffen am innern Werth weit die studirten Briefe eines Balzac, Voiture, und anderer, und sie werden gefallen allen Zeiten und Völkern, denen Gefühle des Schönen beiwohnen werden. Sévigné starb zu Grignan, wohin sie gekommen war, um ihrer unpäßlichen Tochter zu pflegen, den 14. Jänner 1696.

Bryere (Bruiere, Johann de la), geb. 1644 in einem Dorfe unweit Dourdan, lebte als ein gelehrter Gesellschafter in dem Pallaste des Herzogs von Enguien, welchem er in der Geschichte Unterricht gegeben hatte, mit einer Besoldung von tausend Thalern, bis an sein Lebensende, welches den 10. Mai 1696 zu Versailles erfolgt ist. Seine Caractères de Theophraste, traduits du grec, avec les

Caractères ou les moeurs de ce siecle haben seinen Namen verewigt.

Santeuil, oder Santolius, Johann Bapt., geb. zu Paris 1631, Canonicus des heil. Victor daselbst, ein ausnehmend guter lateinischer Dichter, dessen Hymni zumal, dann dessen für öffentliche Gebäude bestimmte Aufschriften sehr geschätzt worden; er starb 1697, in welchem Jahre auch seine Schriften, unter dem Titel Joann. Bapt. Santolii Opera zu Paris gedruckt wurden.

Tillemont (Sebastian le Nain von) geb. 1637 zu Paris, ein Geistlicher, und bewährter Geschichtschreiber, dessen Geschichte der Kaiser, und dessen Memoires der Kirchengeschichte der ersten sechs Jahrhunderte einen ausnehmenden Beifall erhielten; † 1698.

Pagi, Anton, geb. 1624 zu Rogne in der Provence, trat in den Franciscanerorden, wo er, ungeachtet seiner vielen Verrichtungen (er war öfters Provinzial) sich im Fache der historischen Kritik als einen Mann von großer Gelehrsamkeit auszeichnete; indem er (wie einst Scaliger) eine besondere Weise, die Jahre zu zählen, und dadurch die Epochas miteinander zu vergleichen, aufstellte, und zumal durch seine Kritik in Annales Baronii einen gegründeten Ruhm erlangte; er starb 1699. Ein Sohn seines Bruders, Franciscus, auch ein

Franziscaner, hinterließ in drei Bänden eine bis zum J. 1304 fortgesetzte Pabstengeschichte, indem er durch seinen 1721 erfolgten Hintritt gehindert wurde, die weitere Fortsetzung herzustellen.

Racine, Johann, geb. 1639 zu Ferté Milon) war einer der ersten und besten französischen tragischen Dichter. Seine Mariane, Sophonisbe, Alcinor, Britanicus, Athalie, Andromache, (das erste in schönen reinen Versen geschriebene französische Trauerspiel) Iphigenie in Aulis u. a. wurden mit dem allgemeinsten Beifall der Welt aufgenommen, und Ludwig XIV. schätzte ihn zumal ungemein hoch. Er machte ihn zuerst zu seinem Kammerdiener, dann zum Tresorier de France, zum königl. Sekretär, und adelte ihn. Er ernannte ihn auch, nebst dem Boileau, zum Hofgeschichtschreiber, und überhäufte ihn mit Beweisen seiner Gnade, welche der gute Racine mit dem gerührtesten Herzen erwiederte, indem seine Zärtlichkeit so weit gieng, daß er, als er auf Verlangen der Maintenon eine Vorstellung an den König aufgesetzt, und darin das Elend des Volkes geschildert, der König aber diesen Aufsatz mit den Worten: „Was? Weil Racine ein Dichter ist, will er auch ein Minister seyn?" etwas empfindlich abgefertigt hatte, darüber sich zu Tod grämte 1699.

Scuderi, Magdalene de, geb. 1607 zu Havre de Grace im Gouvernement dieses Namens, eine zu ihrer Zeit, da man sich nur durch Romane ein Gehör in der Lesewelt verschaffen konnte, äußerst fruchtbare, und nicht weniger beliebte Romanschreiberinn. Artamenes, oder le grand Cyrus, ferner Clelie, und überhaupt mehr als achtzig Romane sind von ihr. Man nannte sie damals die Sapho von Frankreich, und sie erhielt von verschiedenen großen Personen großmüthige Pensionen. Sie erhielt auch im Fache der Beredsamkeit den ersten Preis von der französischen Akademie. Die Akademie delli Ricovrati zu Padua nahm sie zum Mitglied auf; sie starb in einem sehr hohen Alter 1701. Ihr Bruder Georg, Gouverneur von notre Dame de la Garde in Provence, † 1667, hat Theaterstücke, welche zu seiner Zeit sehr gefallen haben, und Verse geschrieben, ward auch ein Mitglied der französischen Akademie.

Segrais, Johann Regnaud de, geb. von Caen, folgte seinem Hange zur Dichtkunst mit vielem Glücke, das ihn bei seiner Uebersetzung der Aeneide, und der Georgicorum des Virgils sehr begünstigte, und ihm bei seinem Romane Zaide, und la Princesse de Cleves, wider seine Tadler gute Dienste leistete, übrigens aber noch mehr seinen persön=

lichen Umgang mit Anmuth und Erbauung adelte; er starb 1701.

Boursault, Edmund, geb. in Burgund 1636, schrieb 1671 für den Dauphin l'etude des Souverains, schrieb dann, wiewohl nicht mit dem ausgezeichnetsten Beifall, verschiedene witzige Schauspiele, z. B. den galanten Merkür, Aesop am Hofe; ferner zwei Theile Briefe. Die neunundzwanzig Briefe der Mademois. Babet an ihn, wovon 1751 zu Leipzig, zugleich mit den Briefen der Ninon von Lenclos eine Uebersetzung erschien, sind bekannt. Boursault starb 1701.

Bouhours, Dominikus, geb. zu Paris 1628, ein Jesuit, und allgemein geschätzter Humanist und witziger Kopf, dessen Aufsätze „Entretiens d'Ariste et d'Eugen;" — ferner „de la maniere de bien penser sur les ouvrages d'esprit;" dann „des pensées ingenieuses des anciens et des modernes," u. a. wegen ihrer gesunden Denkart, verbunden mit einem kräftigen und reinen Ausdruck, unter die Zierden seiner Zeit gehörten. Er zog sich übrigens durch seine Vorliebe für das, was man an den Franzosen Witz nennt, welchen er zumal den Deutschen abzusprechen schien, unter diesen letztern viele und heftige Gegner zu; denn, nachdem er in seinem Arist und Eugen die Frage aufwerfen lassen, ob

wohl auch ein Deutscher ein schöner Geist seyn könne, so erwiederte dieß ein Deutscher mit einer andern Frage: „Ob wohl einem Franzosen eine ruhige, gesunde Beurtheilungskraft beiwohnen könne?" Er starb 1702.

Saint-Evremond, (Carl von Saint-Denys, Herr von) geb. 1613 in der Normandie, ward Marechal de Camp; wurde wegen eines Aufsatzes über den pyrenäischen Frieden, welchen er la paix ridicule nannte, veranlaßt, Frankreich zu verlassen, und gieng nach England, woraus er sich nicht mehr entfernte. Seine Schriften, wovon 1715 zu Amsterdam eine Auflage in fünf Duodezbänden erschien, sind voll lachenden, oft schneidenden Witzes, und sinnreicher Gedanken; aber seine Moral, bei welcher er auf den damals herrschenden, üppigen und leichtsinnigen Hofton Rücksicht genommen haben mochte, ist nicht immer die strengste. Saint-Evremond, ungeachtet er kein Schriftsteller vom ersten Range war, war zu seiner Zeit l'auteur a la Mode; und noch liest man seine Bemerkungen über die Griechen und Römer, seine Denkschriften über das Leben des Grafen D. vor seiner Retraite, und andere. Er starb zu London in einem Alter von 90 Jahren 1703.

Bourdaloue, Ludwig, geb. 1632 zu Bourges, ein Jesuit, und ein vortrefflicher

Prediger, der die schwersten Vorträge anschaulich zu machen, der, indem er den Verstand seiner Zuhörer gewann, auch ihre Einbildungskraft und ihr Herz fortzureissen verstand. König Ludwig XIV. und sein ganzer Hof besuchten häufig seine Predigten, und es gehörte zum Wohlstande, sagen zu können, daß man ihn predigen gehört habe. Ein Jesuit, d'Arruis, welcher die Kanzel, auf welcher Bourdaloue gepredigt hatte, ein Jahr nach ihm bestieg, sagte sehr naiv: „Als Bourdaloue zu Rouen predigte, verließen, um ihn zu hören, die Künstler ihre Werkstätten, die Kaufleute ihre Kramläden, die Advokaten die Gerichtsstuben, die Aerzte ihre Kranken. Ich habe, als ein Jahr nachher ich die Kanzel bestieg, die Ordnung in allen Dingen wieder hergestellt. Jedermann bleibt wieder bei seiner Verrichtung." Bourdaloue starb im 72sten Jahre seines Alters 1704 mit dem Rufe eines erhabenen Denkers, eines Musters eines frommen Jesuiten, der, indem er dankbar betheuerte, daß er alles den Lehren und Beispielen seiner Ordensbrüder zu danken habe, die giftigen Schmähschriften wider seinen Orden durch sein Leben am besten widerlegte.

Bossüet, Jacob Benignus, geb. aus einer vornehmen Familie, den 27. Sept. 1627 wurde 1669 vom König Ludwig XIV. zum

Bischof von Condom, 1670 zum Lehrer des Dauphin, 1680 zum ersten Aumonier bei der Dauphin, 1681 zum Bischof zu Meaux, 1697 zum königl. Staatsrath und ersten Aumonier der Herzoginn von Burgund ernannt, und auf allen seinen Posten und Würden mit Hochachtung und Liebe belohnt. Er war ein Mann seiner Art, Gebieter, wo er auftrat, und Herr des Gegenstandes, dessen er sich einmal bemächtigt hatte. Seine bilderreiche und feurige Beredsamkeit riß hin, und führte die Geister mit sich in höhere Regionen. Seine Leichenreden für die (in Frankreich verstorbene) Wittwe Karls I. von England, für die Pfalzgräfinn, und für den Prinzen Condé erschütterten seine Zuhörer, und erfüllten sie bald mit Schrecken, machten dieselben bald in Thränen zerfließen. Da Bossüet seinen erhabenen Zögling, den Dauphin, vor allen Dingen mit der kräftigen Denkart der alten Römer, und den klassischen ewigen Schönheiten ihrer Geschichtschreiber und Dichter bekannt machen, und ihm einen lebhaften und richtigen Geschmack für ernsthafte und emporstrebende Dinge einflößen wollte, so veranstaltete er die berühmte Ausgabe der lateinischen Klassiker in **usum Delphini**, und seine Erklärung wirkte auf den fähigen Prinzen ausnehmend. Und was er sprach oder schrieb, wurde mit dem

größten Beifall aufgenommen. Seine „Expositio doctrinae catholicae de iis argumentis, de quibus controversiae sunt,“ 1668 und 1671, wurde von ganz Europa bewundert und übersetzt, und mit einem ähnlichen Beifall wurden andere seiner vielen Schriften, z. B. seine Historia variationum ecclesiarum protestantium, seine Leichenreden, seine Abhandlung über die allgemeine Geschichte vom Anfange der Welt bis auf die Zeiten Karls des Großen, belohnt, und mit dem Werthe klassischer Schriften gestempelt. Sonst wohnte ihm die (eben nicht klassische) Eigenschaft, daß er gerne Recht behielt, bei, und in seinen Streitigkeiten mit Fenelon, gab er diesem Weisen mehr, als Eine Gelegenheit, Sanftmuth und Bescheidenheit zu zeigen. Bossüet starb den 12. Apr. 1704, ohne das, was man Ausruhung, Erholung, Genuß des Lebens nennt, jemals gekannt zu haben. Er erlaubte sich sogar nur selten einen Spaziergang, und daher antwortete ihm einer seiner Gärtner, den er einst, da er ihn im Vorübergehen erblickte, fragte, was dann seine Bäume und Pflanzen machten, indem er sich kaum mehr erinnerte, sie gesehen zu haben: „Ich weiß das wohl, erwiederte der Gärtner, und weiß auch die Ursache. Ich pflanze nur Bäu-

me, und keinen St. Chrysostomus, oder Augustin."

Pavillon, Stephan, geb. 1632 zu Paris, ein Dichter, der Briefe und Prosa, mit untermischten Versen, Stanzen u. dgl. schrieb, und sich die Ehre, in die französische Akademie der Inschriften aufgenommen zu werden, erwarb; er starb in seiner Vaterstadt 1705.

Bayle, Peter, geb. zu Carlat in der Grafschaft Foix 1647, ein Calvinist, und sehr witziger Kopf, der auch den gemeinsten und längst gesagten Dingen durch ihre Zusammenstellung und ihren Vortrag eine sonderbare Neuheit und Anziehung zu geben, und dadurch sowohl die Einbildungskraft zu ergötzen und einzunehmen, als das Beurtheilungsvermögen oft zur voreiligen, ungesunden und unrichtigen Partheinahme zu beschwatzen verstand. Seine nicht selten höchst unerwarteten, und den ersten Augenblick erschütternden Gedanken und Einfälle gleichen dann der Erscheinung von Nebensonnen, welche die Gestalt und das Licht der Sonne nachahmen, ohne die Sonne zu seyn. Da er demnach wahre und richtige, so wie falsche und ganz und gar mißverstandene, im Muthwillen des Witzes hingeschriebene Dinge mit gleicher Anmuth und Sprachstärke vorzutragen wußte; so muß der Leser ein Mann von tiefem Scharfsinn und

bewährter Einsicht seyn, welcher im Stande seyn soll, Trugsachen von Wahrheit, und Einfälle von Verstand zu scheiden. Bayles Grundsätze in politischen Dingen, und noch öfter seine Behauptungen, Erzählungen und Witzspiele in Religionssachen, sind, so schön und einnehmend auch der Vortrag ist, mit häufig groben Unrichtigkeiten und Irrthümern vermengt; und so, wie ihn dabei seine ununterrichtete, oder bestochene Einsicht verleitete, so wird man gewahr, daß er, vor lauter Begierde, etwas anders, als das bis dahin Gesagte, zu sagen, am Ende gar nicht mit sich einig werden konnte, was er dann eigentlich bestimmt sagen sollte; daher er dann auch über alle Dinge Zweifel erfand und verbreitete, und (von seinem Vorgänger Pyrrho) ein Pyrrhonist genannt wurde. Man warf ihm auch vor, daß er in seinen Schriften jede Gelegenheit gesucht habe, solche Materien, welche zur Geilheit reizen, einzumischen; wiewohl er selbst ein recht philosophisches Leben geführt, auch Ruhm und Reichthum nicht geachtet, und im Umgange ein sehr angenehmer Mann gewesen seyn soll. Man hatte für ihn zu Rotterdam eine eigene philosophische Kanzel errichtet; wie er dann auch in jener Stadt alle seine Schriften, (z. B. Nouvelles de la Republique des lettres 1684 — 1687; Dictio-

naire historique et critique, (welches Wörterbuch ein großes Aufsehen machte, aber auch Zurechtweiser fand) geschrieben, endlich darin den 26. Dec. 1706 sein Leben geendiget hat.

Gallois, Joh., (l'abbé) geb. in Paris 1632 war einer der ersten Mitarbeiter an dem bekannten Journal des Savans, wozu der Rath Clerc Sallo den Vorschlag gemacht hatte. † 1707.

Mabillon, Johann, geb. zu Saint-Pierre-mont in Champagne, ein Benediktiner der Congregation des heil. Maurus, und ein Mann von einer ungemeinen Gelehrsamkeit in historischen Gegenständen, und von einem eben so großen Scharfsinn. Schon sein berühmtes Werk „de re diplomatica" würde sein Andenken unvergeßlich, und den Dienst, welchen er damit dem Geschichtsfache geleistet, unschätzbar gemacht haben; starb den 27. Dec. 1707.

Nemours, Maria, Herzoginn, geb. zu Lonqueville, schrieb Memoires. † 1707 im 82. Jahre ihres Alters.

Corneille, Thomas, geb. zu Rouen 1625, kam nach seines Bruders, Peter Corneille, Hintritt in die französische Akademie, und verfertigte, da diese ihr Wörterbuch herausgab, in zwei Tomen die Kunstwörter der Mechanik und anderer Wissenschaften. Seine

theatralischen Werke, zumal der Graf Essex und Ariadne, wurden mit größtem Beifall aufgenommen, und verschiedene Male aufgelegt. Einige Jahre vor seinem Tode hatte er das Unglück, blind zu werden; er starb 1709 im 84. Jahre seines Alters zu Andely in der Normandie.

Regnard, Johann Franz, geb. 1644 zu Paris, berühmt wegen seiner Reisen in die entferntesten Welttheile, und nicht minder berühmt wegen seiner Anlagen zum komischen Dichter. Die von ihm zu seiner Unterhaltung geschriebenen Schauspiele, die Menechmer, Democrite, die verliebten Thorheiten, der Zerstreute, und zumal sein Spieler, so wie seine Satyren und Reisebeschreibungen, von denen noch 1731 zu Rouen eine Auflage in fünf Bändchen erschien, erhielten vielen Beifall; er starb 1709.

Flechier (Esprit) geb. 1632 zu Pere in der Grafschaft Avignon, Bischof zu Nismes, ein Dichter, ein Geschichtschreiber, ein Prediger von gleich großem Werthe. Seine Leichenreden, zumal auf Türenne und Montausiers, sind sowohl in Rücksicht des Inhalts, als der harmonischen Sprache vortrefflich. Im Jahre 1672 wurde er (durch die Verwendung des Herzogs von Montausiers, welcher die geschicktesten Männer in ganz Frankreich für den

Dauphin zusammen suchte) Lehrer des Dauphin, zu dessen Gebrauch er die Geschichte Theodosius des Großen schrieb; er starb 1710.

Boileau, Nicolaus, Herr von Despreau, geb. 1636 bei Paris, einer der geistreichsten und geschmackvollsten französischen Dichter, dessen schöne Verse und vielmehr die Gesinnungen in denselben zu Sprichwörtern, und Grundsätzen geworden sind. Seine (wiewohl nicht selten mißmuthigen, und hastig zufahrenden) Satyren, seine Briefe, seine Dichtkunst wurden als klassische Ausarbeitungen den Alten an die Seite gesetzt, und zumal wurde seine Beschreibung des Rheinüberganges Ludwigs XIV. das Meisterstück der französischen Poesie genannt. Seine Satyren hatten die Wirkung, daß Dichter und Prosaisten die Nothwendigkeit und die Pflicht anerkannten, in einer reinen Sprache, und mit gewählten, der Sache angehörigen, Ausdrücken zu schreiben, wenn man schrieb, des Versebaues sich zu befleißigen, wenn man Verse machte, und in dieser Sorgfalt seinen Ruhm zu suchen. Die königliche Akademie bewilligte dem Boileau eine ehrenvolle Aufnahme, und Ludwig XIV. ernannte ihn, zugleich mit dem Racine zu seinem Geschichtschreiber, indem er ihm eine Pension von 2000 Livres bewilligte. Boileau starb den 11. März 1711.

Cassini, Joh. Dominic., einer der berühmtesten Astronomen seiner Zeit, als der sich durch verschiedene Berichtigungen und Entdeckungen, z. B. durch die Festsetzung seiner Meridianlinie von St. Petrone nach Boulogne, durch seine Wahrnehmung von fünf Planeten um den Saturn, worauf Ludwig XIV. eine Medaille prägen ließ u. a. einen unsterblichen Ruhm erworben hat. † 1712.

Petis de la Croix wurde (wie Galland, der beim Jahre 1715 vorkömmt) durch die Unterstützung des Colbert vom König Ludwig XIV. als ein Knabe von sechzehn Jahren nach dem Morgenlande geschickt, um daselbst die Sprache, die Literatur, die Geschichte der Morgenländer zu erlernen; was er dann auch auf das vollkommenste erfüllt, und in Arabien verschiedene Schriften, und einen mit dem größten Beifall aufgenommenen Lebenstheil Ludwigs XIV. geschrieben, überdieß sich auch durch die Uebersetzung des berühmten Romans „Tausend und einen Tag," welchen Roman er bei seinem Aufenthalte in Ispahan 1675 von dem Verfasser desselben, dem Derwisch Molkes, Vorsteher des Sofisordens, in der Originalschrift erhielt, um die Literatur, und um die Lektüre gebildeter Leser überaus verdient gemacht hat. Petis de la Croix starb zu Paris 1713.

Regnier Demarets (Franz Seraphin) geb. zu Paris 1632, ein geschmackvoller Mann, der viele gute Uebersetzungen, und eigene kleine Werke, zumal eine gute Sprachlehre lieferte, und der zur Vervollkommnung der französischen Sprache außerordentlich glücklich mitwirkte; starb 1713.

Perrault, Karl, (Bruder des durch seine Kenntnisse in der Baukunst berühmt gewordenen Claudius Perrault) zog sich durch eine Abhandlung, worin er die alten Schriftsteller mit den neuern verglich, und diesen letztern den Vorzug einräumte, viele Gegner zu, und veranlaßte dadurch überhaupt Streitigkeiten, welche, wenn sie gleich im Grunde zu nichts führten, doch mancher guten Bemerkung den Weg bahnten; Perrault starb (nach Voltaire) 1703, nach dem Dictionaire des hommes illustres (a Paris 1768) 1713.

Fenelon, Franz Salignac de la Mothe, geb. in der Provinz Quercy aus einem altadeligen Geschlechte den 6. August 1651, hatte sich seit seiner ersten Jugend von der wissenschaftlichen und moralischen Seite dergestalt ausgezeichnet, daß ihn König Ludwig XIV. zum Lehrer seines Enkels, des jungen Herzogs von Bourgogne, Anjou, und Berry wählte, und ihn, um ihm einen Beweis seiner Zufriedenheit zu geben, zu dem höchst an-

sehnlichen Erzbisthume von Cambrai beförderte, das der höchst gewissenhafte Fenelon erst nach der Versicherung des Königs annahm, daß ihn die Dienste am französischen Hofe nicht hindern sollten, die Pflichten eines Erzbischofes auszuüben, und in seinem Kirchensprengel die vorgeschriebene Zeit zu leben. In dem berühmten Streit, welchen er mit dem Bischof zu Meaux, Jacob Benignus Bossüet, wegen einer Schrift, „Erklärung der Lehren der Heiligen von dem innern Leben" bekam, betrug er sich musterhaft, und er selbst verkündigte von der Kanzel ein päbstliches Breve, worin Pabst Innocenz XII. 1699 verschiedene seiner Behauptungen für irrig und verwerflich erklärt hatte. Sein Buch „Avantures de Telemaque" welches er für die seiner Leitung anvertrauten Prinzen schrieb, zog ihm, indem man ihn beschuldigte, in jenem Buche damalige Begebenheiten am französischen Hofe, und Charaktere bekannter Personen geschildert zu haben, viele schlimme Gegner zu, erwarb ihm aber auch viele und große Bewunderer und Freunde nicht nur in Frankreich, sondern in ganz Europa, wo jenes Buch in die vornehmsten europäischen Sprachen übersetzt, und überall als ein vortreffliches Lesebuch für die Jugend empfohlen wurde. Fenelon starb zu Cambrai, als einer der rechtschaffensten, besten und

größten Männer, welche Frankreich jemals hervorgebracht hatte, den 7. Jänner 1715.

Galland, Anton, nachdem er sich durch die Unterstützung des Ministers Colbert lange im Orient, zumal in Constantinopel aufgehalten, und der orientalischen Sprachen sich vollkommen bemächtigt hatte, übersetzte aus dem Arabischen die berühmten Mährchen „Tausend und Eine Nacht," wozu er aber auch manches nach seiner Erfindung hinzusetzte. Er arbeitete mit d'Herbelot an einer Ausgabe einer orientalischen Bibliothek, wie dann von seinen Handschriften ein Verzeichniß in den Denkschriften der Akademie der Inschriften, von welcher er ein Mitglied war, vorkömmt; er starb in Paris 1715.

Malebranche, Nikolaus, geb. zu Paris den 6. Aug. 1638, trat im 21sten Jahre seines Alters in jene Weltpriester-Gesellschaft, welche Philipp Neri von Florenz zu Rom im 16ten Jahrhundert gestiftet, welche den Namen Nerianer, auch Patres Oratorii geführt, und welche viele köstliche Männer geliefert hat Nachdem Malebranche durch den außerordentlichen Eindruck, welchen ein Buch vom Cartesius „von dem Menschen" auf ihn machte, erkannt hatte, daß die Philosophie die Bahn, auf welcher er zum Meister sich dürfte bilden können, sey, widmete er sich derselben mit der

ganzen Kraft seines Geistes, und dieß mit dem glänzendsten Erfolge; denn schon gleich die erste seiner Schriften recherche de la verité fand wegen der Gründlichkeit ihrer Sachen, und der Anmuth ihres Ausdruckes so vielen Beifall, daß sie in mehrere Sprachen übersetzt wurde. Seine fernern Werke Conversations chretiennes, dann de la nature, et de la grace, Entretiens sur la Methaphysique et la Religion; Entretien d'un Philosophe chretien, et d'un Philosophe chinois u. a. machten nicht weniger ein außerordentliches Aufsehen, und wenn sie ihm viele Gegner, unter welchen ein berühmter Doktor der Sorbonne, Anton Arnauld, einer der schärfesten war, zuzog, so trugen diese seinem Ruhme so wenig etwas ab, daß sie vielmehr beitrugen, denselben zu verherrlichen. Er starb zu Paris mit dem allgemeinen Rufe eines frommen, geraden, und durchaus redlichen Mannes, im Jahre 1715.

Juvencius, Joseph, ein Jesuit, der sich mit einem Lehrbuche „de ratione discendi et docendi" um die Erhaltung und Beförderung der lateinischen Sprache und Literatur verdient machte; † 1716.

Maintenon (Franzisca d'Aubigné, Marquise von). Ihre Briefe eines geistreichen und sehr lehrreichen Inhaltes (die unter ihrem Na-

men gedruckten Memoires sind ihrer unwürdig, und kamen nicht von ihr) sind bekannt, und sind ein unschätzbarer Beitrag zur Geschichte K. Ludwigs XIV., dessen Gemahlinn sie war. Man hat gesagt, ihre Briefe seyen so geschrieben, als wenn sie vorausgesetzt hätte, daß sie einst gedruckt werden würden; da indessen die Briefe der Frau von Sevigné ungleich zwangloser geschrieben wären, indem diese nicht daran gedacht hätte, daß sie jemals der Welt würden mitgetheilt werden; allein sie wußte nicht weniger, daß ihre sorglosen Causerien schon bei ihren Lebzeiten eine, und zwar die feinste, Lesewelt hätten, und daß sie von ihrer Gräfinn Tochter Jedermann gezeigt und mitgetheilt würden. Maintenon war die Gemahlinn eines großen Königs. In diesem Stande fährt man mit der Feder bedächtlicher über das Papier; † 1719.

Quesnel, geb. 1634 zu Paris, trat in den Orden des Oratoriums, schrieb „Reflexions morales sur le nouveau testament" worin einige Sätze vorkamen, welche 1713 vom Pabste Clemens XI. durch eine Bulle, welche anfängt Unigenitus, verdammt, und dadurch unter den theologischen Gelehrten in Frankreich schwere Unruhen veranlaßt wurden. Quesnel war der Meinung, nichts Irriges geschrieben zu haben, und berief sich seiner

Sätze wegen wiederholtermalen auf die Entscheidung einer allgemeinen Kirchenversammlung, deren Ausspruch er sich unbedingt zu unterwerfen versprach; denn er war so ganz und gar Katholik, daß er sein Glaubensbekenntniß in Gegenwart zweier päbstlicher Protonotarien ablegte, und solches mit eigener Hand unterschrieb, als er im Jahre 1719 von einer gefährlichen Krankheit befallen wurde, an welcher er auch wirklich den 2. Dec. dieses Jahres zu Brüssel, wohin er sich bereits 1685 (zu seinem Freunde Arnauld) begeben hatte, starb; er hatte noch viele andere Schriften verfaßt, welche zu seiner Zeit nicht ohne Aufsehen blieben.

Dacier, Andreas, ein französischer Criticus, geb. 1651 zu Castres in Oberlanguedoc, wo sein Vater ein Advocat reformirter Religion war, studirte zu Saumur unter Tanaquil Faber, oder **le Febre**, dessen berühmte Tochter Anna er 1683 heirathete. Nach Fabers Tod 1672 verließ Dacier Saumur, und kam nach Paris, wo ihm der Herzog von Montausier den Auftrag machte, einige alte Schriftsteller mit Anmerkungen **in usum Delphini** herauszugeben. Dacier machte den Anfang mit dem Sextus Pompejus Festus (Paris 1681), dem viele andere folgten. 1685 wurde er sammt seiner Gemahlinn, Anna le

Febre, katholisch, erhielt vom König ansehnliche Pensionen, wurde in die Akademie der Inschriften, und in die Academie francoise aufgenommen, und starb als königl. Kabinetsbibliothekar 1722; er übersetzte den Horaz, die Leben Plutarchs, den Aristoteles de arte poetica.

Dacier, Anna, geb. zu Saumur 1651, Tochter des le Febre, von dem sie in den Wissenschaften sorgfältigst unterrichtet wurde. Sie heirathete anfangs einen Buchhändler zu Saumur, den sie aber wegen seiner übeln Aufführung verließ. 1675 gab sie den Callimachus heraus, und noch in eben diesem Jahre, auf Anrathen des Herzogs von Montausier, den Florus in usum Delphini, 1680 den Dictis Cretensis, und Dares Phrygius, 1681 den Aurelius Victor, 1682 eine Uebersetzung des Anacreon und der Sapho, 1683 den Eutropius nebst einer Uebersetzung des Plautus. 1683 heirathete sie den Andreas Dacier, gieng mit ihm 1644 nach Castres, und erklärte sich 1695 mit ihrem Gemahl öffentlich zur katholischen Religion, worauf sie König Ludwig XIV. mit Gnaden überhäufte; sie starb zwei Jahre vor ihrem Gemahl Andreas 1720. Außer den oben angeführten Schriften hat man von ihr noch eine Uebersetzung des Terenz, der Ilias, und der Odyssee.

Fleuri, Claudius, (geb. zu Paris 1640) nicht weniger berühmt wegen seiner historischen Schriften, als wegen seines strengsittlichen Wandels, mit welchem er in einem verderbten Zeitalter, und an dem damaligen noch verderbtern französischen Hofe vorleuchtete, und eine ungetheilte Achtung sowohl der Rechtschaffenen, als der vom Zeitgeiste Hingerissenen verdiente; er wurde 1658 Parlamentsrath und Advokat, in welchem Berufe er neun Jahre rühmlich verblieb; dann wählte er den geistlichen Stand, wurde 1672 Lehrer des Prinzen von Conti, 1680 aber auch Lehrer des Prinzen von Vermandois (Admirals von Frankreich), und, nachdem ihm der König Ludwig XIV. nach vier Jahren die Cisterzienserabtei Locdieu gegeben hatte, im Jahre 1689 Untergouverneur der Herzoge von Burgund, Anjou und Berry. Im Jahre 1696 wurde er Mitglied der Akademie, und 1716 Beichtvater K. Ludwigs XV. Im Jahre 1723 starb er in seiner Vaterstadt, im 82sten Jahre seines verdienst- und ruhmvollen Lebens. Seine **Histoire ecclesiastique**, welche in 20 Bänden bis auf das Jahr 1714 geht; die acht **Discours sur l'Histoire ecclesiastique**, welche in jenem Werke vorkommen, und welche auch besonders gedruckt worden, die **Histoire du Droit francois**, les **Moeurs des Israe-**

lites, les Moeurs chretiens, Institutions au Droit ecclesiastique, Catechisme historique, Traité du choix et de la Methode des Etudes; les Devoirs des Maitres, et des Domestiques u. a. machen schon seinen Namen unsterblich. Man muß ihn übrigens nicht mit dem Kardinal und Premierminister Ludwigs XV., dem Andreas Herkules von Fleuri vermengen, welcher während des, nach dem Hintritte Kaiser Karls VI. 1740, erfolgten Erbfolgekrieges in großem Ansehen gestanden, und welcher 1743 zu Issy, nahe bei Paris, im 90sten Jahre seines Alters gestorben ist.

De Prueys, ein Langedocer, machte sich durch seine Schauspiele: Der Zänker (Grondeur), und der Advocat Patelin, einen berühmten Namen; starb 1723 im 84sten Jahre seines Alters.

Campistron, Johann, geb. 1656 zu Toulouse, Sekretär des Herzogs von Vendome, Mitglied der königl. Akademie, ein dramatischer Dichter, der, wenn er gleich sein Urbild, an das er sich hielt, den Geist des Racine, nicht erreichte, doch das Verdienst eines rührenden Vortrages, und zumal einer reinen Sprache, welche nach ihm bald wieder vernachlässigt wurde, sich eigen machte; er starb in seiner Vaterstadt 1723.

Harduin, Johann, ein wegen seiner übertriebenen Behauptungen bekannter Jesuit, welcher, als ihn einer seiner Freunde erinnerte, daß er doch nicht immer Paradoxen schreiben möchte, geantwortet haben soll: „Wie? Ich soll täglich um vier Uhr aufstehen, und nichts anders sagen, als was andere vor mir gesagt haben?" Er starb 1729 im 72sten Jahre seines Lebens.

Motte, Anton de la, geboren zu Paris 1672, folgte, nachdem er seine Neigung zu einem Berufe dieses Lebens zuerst als Rechtsgelehrter, dann als Mönch in der Abtei de la Trappe versucht hatte, dem ihm unwiderstehlichen Hange zur Dichtkunst, und erwarb sich durch Lust- und Trauerspiele, Opern, Fabeln, Uebersetzungen, und kritische Aufsätze eine allgemeine Hochschätzung, so wie er sich durch seine persönlichen liebenswürdigen Eigenschaften und durch sein überaus artiges und feines Wesen im Umgange überall eine gute Aufnahme und Zutrauen gewann; was übrigens nicht hinderte, daß man die Flecken in seinen Schriften, und seine oft sehr sonderbaren Behauptungen und Urtheile über literarische Werke, zumal über die Alten, nicht unverholen gerügt haben sollte; wo er sich aber stets mit Ehren aus der Sache zog. So konnte man, als er wegen seiner Bemerkungen über die

Iliade des Homer, welche er 1734 herausgab, die berühmte Frau Dacier zur Gegnerinn bekam, und sie ihn in ihrer Abhandlung: „Von den Ursachen des Verderbnisses des guten Geschmackes," sehr derb mitnahm, nicht umhin, die bescheidene und milde Art, mit welcher er in seinen „Bemerkungen über jene Kritik" antwortete, zu bewundern, und ihm, wenn man auch nicht durchgehends seiner Meinung war, von Herzen gut zu bleiben. Seine **Oeuvres de Theatre; Fables nouvelles; Lettre sur Mr. Houdart; Mercure de france 1732** u. a. werden immer als vorzügliche Werke der goldenen Literaturzeit in Frankreich geschätzt; und die Verdienste seiner Schriften, die Munterkeit, der Witz, die Stärke, und Bestimmtheit des Ausdruckes müssen dem Verfasser um so höher angerechnet werden, als er das fürchterliche Unglück hatte, seit seinem 24sten Lebensjahre ganz lahm zu seyn, so, daß er keinen Fuß bewegen, und nicht einmal aufrecht sich halten konnte; er starb zu Paris den 26. Dec. 1731.

Niceron, Joh. Peter, geb. zu Paris 1685, ein Barnabite, bekannt durch seine **Memoires sur les hommes illustres dans les lettres.** † 1738.

Tournemine, Renat Joseph, geboren 1660, machte sich, nachdem er frühzeitig den

Jesuitenorden betreten hatte, durch verschiedene, mit größtem Beifall aufgenommene Schriften z. B. durch seine Geschichte der Russen, seinen Abriß von der Staatsgeschichte, und der Sittenlehre der Chineser ꝛc., zumal durch seinen vorzüglichen Antheil an den **Memoires de Trevoux** einen berühmten Namen, den er hinterließ, als er zu Paris den 6ten Mai 1739 im 79sten Jahre seines Lebens mit Tod abgieng.

Palaprat, Johann, geb. zu Toulouse 1650, zog die Befriedigung seines Hanges zum Dichter der Advocatie, welcher er sich zuerst gewidmet hatte, vor, und folgte ganz dem Beispiele des Brueys, mit welchem er in einem beispiellosen Einverständnisse lebte, indem er oft an dem nämlichen Stücke gemeinschaftlich mit seinem Freunde arbeitete; was diese beiden Freunde, welche bis an ihr Lebensende eben dieselben geblieben sind, so wenig entzweite, daß sie einander niemals widersprachen, als wenn sie eine verschiedene Meinung darüber äußerten, wem die schwächern Stellen ihrer Schauspiele zugehören sollten, wo dann (was Erstaunen erregte) jeder behauptete, daß solche Stellen von ihm herrührten. Palaprat starb zu Paris 1741.

Rousseau, Johann Baptist, geb. zu Paris 1669, ein Mann, der zu seiner Zeit

durch verschiedene Aufsätze und kurze Gedichte, dann durch seine Verbannung aus Frankreich, welche er sich durch beissige Verse und Ausfälle zuzog, vieles Aufsehen machte, einige Zeit zu Wien, da er die Gnade des Prinzen Eugen genoß, und in Brüssel lebte, wo er den 17. März 1741 starb.

Pollin, Karl, geb. in Paris den 30. Jänner 1661, einer der verdientesten Männer um die Bildung der Jugend, und überhaupt um die Verbreitung des ächten wissenschaftlichen Geschmackes; als von dessen Schriften man sagte, daß man sie nicht lesen könnte, ohne besser zu werden. Rollin erhielt seine erste Bildung zu Plessis von dem berühmten Hersan, übernahm dann selbst schon im 23sten Jahre seines Alters ein öffentliches Lehramt, wurde nach dessen vieljähriger Fortsetzung im Jahre 1694 zum Rector der Universität zu Paris ernannt, nahm 1699 in dem Collegium zu Beauvais ein Lehramt an, gab dieses, um ununterbrochener studiren zu können, 1712 wieder auf, wurde 1720 von der Akademie zu Paris neuerdings zu ihrem Rektor gewählt (die Akademie der Inschriften hatte ihn bereits 1701 zu ihrem Mitgliede aufgenommen), und beschloß sein ruhmvolles Leben zu Paris den 14. Dec. 1741, von ganz Europa geehrt, wo er Hunderttausende vernünftig denken, und

das Gute wollen, gelehrt hat. Sein Quintilian, welchen er 1715 (in zwei Bändchen Duodez) mit kurzen Anmerkungen herausgegeben; dann seine Anweisung, wie man die freien Künste lehren und lernen soll, (wovon 1738 zu Leipzig bei Ch. Breitkopf eine deutsche Uebersetzung erschien) verbreiteten im Unterrichts= und Bildungsfache unzählige bewährte Grundsätze, und beseelten Lehrer und Schüler. Vom Jahre 1730 – 1738 lieferte er in dreizehn Bänden die Geschichte der uralten Völker der Aegyptier, Assyrer, Babylonier, Meder, Perser ꝛc.; dann aber bearbeitete er mit größtem Fleiße die römische Geschichte, welche er bis auf den cimbrischen Krieg vortrefflich hergestellt, und welche nach seinem Ableiben einer seiner Lehrjünger, Herr Crevier, Lehrer der Rhetorik zu Beauvais, fortgesetzt hat.

Montfaucon, Bernard von, geb. 1655 zu Roquetaillade in Frankreich aus einem altadeligen Geschlechte, folgte seinem Hange zu den Wissenschaften, und trat in solcher Hinsicht in die Benediktiner=Congregation des hl. Maurus, welche damals in einem großen Rufe von Gelehrsamkeit stand, und welche, nachdem sie eine mit allem Beifall aufgenommene Herausgabe der lateinischen Kirchenväter besorgt hatte, jetzt mit dem Vorhaben umgieng, auch

die griechischen Kirchenväter herauszugeben. Sie wählte zu dieser Arbeit, nebst andern, den Montfaucon, der sich zu solchem Ende nicht nur mit der griechischen Sprache, Literatur, und Geschichte, sondern überhaupt mit der Kenntniß der Alterthümer mit einem rastlosen Eifer beschäftigte. Da er bei der Bearbeitung des (im Jahre 372 verstorbenen Patriarchen zu Alexandria) Athanasius erfahren hatte, wie viel an der Einsicht der verschiedenen Handschriften, und an der Kenntniß und Betrachtung der Alterthümer gelegen sey, beschloß er, eine Reise nach Italien zu unternehmen. Eine ansehnliche Gesellschaft, welche ihn mit den besten Empfehlungen versah, unterstützte ihn. Nachdem er sich drei Jahre in Italien aufgehalten, das Schönste und Vortrefflichste aller Art gesehen, und alles, was zu seinem Zwecke dienen konnte, in Bibliotheken und Alterthumssammlungen sich eigen gemacht, und im Jahre 1701 mit einem unendlichen Reichthume von Sachen und Kenntnissen in Paris sich wieder eingefunden hatte, theilte er nunmehr seine Einsichten, Entdeckungen, Erfahrungen, Erklärungen und Berichtigungen der gelehrten Welt in unsterblichen Werken mit, indem er wechselweise einen griechischen Kirchenlehrer, und dann eine Sammlung von Alterthümern mit den köstlichsten Bemerkun-

gen herausgab. Montfaucon war eben so sehr durch seine Gefälligkeit, Gelehrten durch Nachrichten und Mittheilungen zu dienen, als durch seine bewunderungswürdigen Werke, wovon man in Iselin **Suppl. Tom II. ad voc. Montfaucon** ein Verzeichniß liest, berühmt. Ungeachtet seiner unausgesetzten Anstrengungen erreichte er bei einem ruhigen Gemüthe, und einer nüchternen Lebensart ein sehr hohes Alter, indem er erst im Jahre 1741 starb.

Polignac, Melchior von, ein gelehrter Abbe (geb. 1661), bahnte sich durch seinen feinen literarischen und artistischen Geschmack, durch seine äußerst einnehmende Art, sich in Gesellschaften zu benehmen, und durch seine außerordentliche, mit Geradheit verbundene Anlage zu Geschäften, den Weg zu verschiedenen hohen Aemtern, Gesandtschaften und Verhandlungen, wurde Erzbischof zu Auch, und Kardinal, u. s. Eben so vieles Aufsehen machte er zu seiner Zeit durch seine Sammlungen von Alterthümern, und durch seine Verse; wie er dann einen Antilucrez, welcher aus mehr, als 10,000 Versen bestand, hinterlassen hat; er starb zu Paris 1741.

Du Bos (l'Abbé) bekannt durch seine „**Reflexions sur la Poesie, la Peinture, et la Musique,**" ein vortreffliches Buch, das eben so sehr Gedanken weckt, als es Gedan-

ken liefert. Auch seine Histoire de la ligue de Cambrai wird sehr geschätzt. † 1742.

Massilon, Joh. Bapt., geb. 1663 in der Provence) Mitglied der Congregation de l'Oratorie, Bischof von Clermont, ein Mann von Geist und Kenntniß, und einer der berühmtesten französischen Prediger, welcher dem ächten Geschmacke in der Kanzelberedsamkeit die Krone aufsetzte; starb in seiner Diöces 1742.

Saint-Aulaire (Franz Jos. de Beaupoil, Marquis de) geb. 1644, fieng, nachdem er lange als Soldat gedient, und sich endlich zurückgezogen hatte, erst nach dem sechzigsten Jahre an, in der schönen Literatur sich umzusehen; ja er war schon mehr, als neunzig Jahre alt, als er die schönsten seiner recht artigen Gedichte schrieb; er starb im höchsten Alter 1742.

Du Halde, ein Jesuit, Verfasser einer vortrefflichen Beschreibung von China; starb 1743.

Saint Pierre (Castel Abbé de), geb. 1661 in der Normandie, ein sehr nützlicher und wohlmeinender Schriftsteller, auf dessen Vorschlag eines ewigen Friedens, und eines europäischen Reichstages der Kardinal von Fleury geantwortet hat: „Gut gesprochen, mein Freund; nur haben Sie den Einlei-

tungspunkt vergessen, welcher darin besteht, daß man Heere von Missionarien an die Höfe schicken müsse, die Herzen und Köpfe der Fürsten für Ihren Vorschlag geneigt zu machen." † 1743.

Sage (Alain-Renè le) geb. 1677 zu Ruys in Bretagne, ein vortrefflicher Kopf, feiner Menschenkenner, und treffender Schilderer der Menschen und Sitten, der sich durch verschiedene Lustspiele und komische Opern bekannt, vorzüglich aber durch allgemein geschätzte Romane, der Baccalaur von Salamanca, der hinkende Teufel, und vor allen durch seinen Gil-Blas von Santillana berühmt gemacht hat. † 1747.

Bretevil, Gabriele Emilie, Marquise de Chatelet, schrieb Betrachtungen über den Leibniz, und übersetzte und erklärte den Newton mit einem solchen Reichthum von Verstand und Tiefsinn, bei welchem sie alle französische Damen, die den Einfall hatten, Schriftstellerinnen seyn zu wollen, zurückließ; sie starb 1749 im 49. Jahre ihres Alters.

Terrasson, Johann, geb. 1686, ein guter Feldmesser, und ein nicht weniger guter Literator seiner Zeit. Er schrieb eine (in zwei Duodezbändchen gedruckte) Abhandlung wider die Iliade des Homer, dann einen Roman politischen und moralischen Inhalts, ge-

nannt Sethos, und ein nach seinem Hintritt gedrucktes Buch: „la Philosophie applicable a tous les objets de l'Esprit et de la Raison." Terrasson, ein nicht wenig wegen seiner einfachen Lebensweise, und einem kindlichen Sinn bekannter Mann starb zu Paris 1750.

Destouches, Philipp, geb. 1680 zu Tours, lebte viele Jahre in gesandtschaftlichen Angelegenheiten zu London, wo er sich verheirathete, und da diese Heirath einige Zeit unbekannt bleiben sollte, das Lustspiel: „Der verheirathete Philosoph" schrieb. Seine viele ernsthaften, von ihm mit Glück und Geschicklichkeit geführten Geschäfte hinderten ihn nicht, seine freie Zeit der Ausarbeitung verschiedener Lustspiele: „l'Ingrat, le glorieux, l'ambitieux, le triple Mariage, le Medisant, le dissipateur, l'Home singuliere, la force du Naturel" etc. die gerne gesehen, und wegen ihres sittenverbessernden Inhaltes, gerne gelesen wurden, zu widmen. Er selbst trug eine so große Achtung für seine dramatischen Arbeiten, daß er eine sehr schöne Auflage derselben in vier Quartbänden veranstaltete. Destouches starb im J. 1754.

Nivelle de la Chaussée, Peter Claudius, geb. 1692 zu Paris, machte sich durch seine Lustspiele, in welchen ein sanfter still-

rührender Geist wehet, sehr beliebt. Seine Werke: „Le Prejugé a la mode, Melanide, l'Ecole des Meres, und la Gouvernante" erhielten den Beifall aller feinfühlenden und zur Zärtlichkeit gestimmten Seelen, welchen sie auch stets gefallen werden. Seine Arbeiten wurden 1763 in fünf Duodezbändchen gedruckt; † 1754.

Montesquieu, Karl, Baron de la Brede, geb. 1689, ein Mann von einem außerordentlichen Reichthume an scharfsinnigen, oft höchst auffallenden, schimmernden Gedanken und Einfällen, verbunden mit einer hinreissenden Darstellungskraft. Was er schrieb, machte, schon wegen der Art des Vortrages, mit der er es schrieb, Aufsehen, und zog ihm Bewunderer und Nachbeter zu. Seine Lettres persannes, le temple de Guide, Traité sur la grandeur et la decadence des Romains, l'sprit des loix brachten die (lächerliche, aber in ihren Folgen desto ernsthaftere) Mode in den Gang, über Religions- und Regierungssachen in den Tag hinein, ohne rechts und links zu sehen, Plaudereien drucken zu lassen, bei denen sich jeder einbildete, daß es, um etwas Großes und Bewunderungswürdiges zu sagen, nichts weiter brauchte, als etwas Ungewöhnliches, etwas Befremdendes und Eingreifendes zu sagen; eine Schwächlich-

keit, welche noch jetzt in vielen Köpfen haftet, ungeachtet man die Uebereilungen, die historischen Unrichtigkeiten, die häßlichen Blößen und Abgeschmacktheiten, die leeren, prunkenden Großsprechereien, welche in den Schriften des Montesquieu überhaupt, zumal in seinem **Esprit des loix** (worin man das viele Gute keineswegs mißkannte) vorkommen, oft genug gerügt hat. Vor seinem Hintritte sagte er zu den Umstehenden: „Ich habe für die Religion allezeit Achtung gehabt. Ich habe die unschätzbare Vortrefflichkeit der Sittenlehre des Evangeliums erkannt; ich habe sie für das herrlichste Geschenk, das Gott dem menschlichen Geschlechte geben konnte, erkannt;" — was man dann für eine Wiederrufung alles dessen, was von ihm (aus Leichtsinn, und aus der einen großen Mann tief beschämenden Absicht, seinem Zeitgeiste zu gefallen) in den **lettres persannes**, und im **l'Esprit des loix** wider die Religion Unzulässiges gesagt worden seyn mochte, gehalten hat. Montesquieu starb zu Paris in dem Rufe eines Mannes von höchst schätzbaren und liebenswürdigen Eigenschaften von Seite seines Herzens, den 10. Hornung 1755; er war ein Mitglied der französischen Akademie.

Lenglet Dufrenoy, Niklas, geboren 1674 zu Beauvais, ein wegen seiner Schrif-

ten im Fache der Theologie, der humanistischen Literatur, der Kritik, der Geschichte, sehr berühmte Abbé. Unter andern wurde seine „Methode pour etudier l'Histoire, avec un Catalogue des principaux historiens" mit einem allgemeinen Beifall aufgenommen, was auch seinen übrigen Werken mehr oder weniger widerfuhr. Auch das sonderbare Gedächtniß dieses Abbé war eine Erscheinung, welche allgemein angestaunt wurde; er hatte den 13. Jän. 1755 zu Paris (als ein schwächlicher Mann von 82 Jahren) das Unglück, in das Kaminfeuer seines Zimmers, und zwar zuerst mit dem Kopfe zu stürzen, der fast ganz verbrannt ward, bis Jemand herbei kam, sich nach ihm umzusehen.

Calmet, Augustin, Benediktiner und Abt zu St. Leopold in Nancy, und der Abtei Senones, starb 1757 im 86. Jahre seines Alters. Unter seine vornehmsten Schriften gehört: „Dictionaire historique, critique, chronologique, geographique et literaire de la Bible in zwei Folianten. Dominikus Mansi zu Lucca hat sie ins Lateinische übersetzt, und daselbst 1725 in gleichen Bänden drucken lassen. Im Jahre 1729 erschien zu Augsburg eine wiederholte Auflage; 1728 gab Calmet selbst ein Supplement dazu in zwei Folianten zu Paris heraus, so

daß nun das ganze Werk aus vier Foliobänden besteht.

Fontenelle (Bernard Bouvier de) geb. in Rouen 1657, ein Schriftsteller von weitläufigen Kenntnissen, und mit dem sicherst zeichnenden, treffendsten Witze. Jede seiner Schriften (sein Aufsatz über mehrere Welten würde ihn schon allein berühmt gemacht haben) machte Aufsehen; aber mehrere, welchen man eine schlimme Absicht beilegte, zogen ihm Gegner zu. Gleichwohl wurde er, was man ihm lange zu erschweren suchte, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, und sogar beständiger Sekretär derselben, eine Stelle, welche er über vierzig Jahre mit Ruhm begleitete. Seine Geschichte der Akademie, so wie seine Denkreden auf die verstorbenen Mitglieder vermehrten seinen Ruhm, aber auch den Schwarm der mißvergnügten Geister, welche ihn darum beneideten, und ihn (wiewohl vergeblich) zu verkleinern suchten. Dieser berühmte Mann erreichte ein Alter von beinahe hundert Jahren, und starb den 29. Jänner 1757.

Boissi, Ludwig von, geb. 1694 in der Provinz Auvergne, versuchte sein Glück in der dramatischen Dichtkunst, und erwarb sich mit einem Trauerspiel „Admet und Alceste" vielen Beifall, welcher auch andern seiner Ar-

beiten, worin er über die Albernheiten alltäglicher Vorfälle mit unterhaltendem, wenn auch nicht immer ganz ächtem, Witz zu scherzen verstand, zu Theil geworden. So wurde sein „Franzos in London," ungeachtet der darin herrschenden Uebertriebenheiten tobend beklatscht. Im J. 1754 wählte ihn die Akademie zu ihrem Mitgliede, und im folgenden Jahre wurde ihm die Besorgung des **Mercure de France** übertragen, was er zu seinem Ruhme annahm. Im J. 1758 starb er.

Grafigny, Francisca, geb. zu Nancy, kam 1740 als Wittwe des Franz Hugot von Grafigny, Kammerherrn des Herzogs von Lothringen, in einem Alter von mehr als vierzig Jahren, nach Paris, und wurde in einer Gesellschaft witziger Köpfe, welche 1745 eine Sammlung verschiedener kleiner Aufsätze drucken zu lassen vorhatten, beredet, unter dem Titel: „Ein böses Beispiel führt manchmal eben sowohl zur Tugend, als zum Laster," ein Geschichtchen zu schreiben, das mit Beifall aufgenommen wurde. Nach diesem Versuche schrieb sie die bekannten „lettres peruviennes," und die „Cenie," eine Komödie, welche, so wie jene Briefe, und andere nachgefolgte Aufsätze ihr den Rang einer guten Schriftstellerinn erwarben, so daß sie von der Akademie von Florenz zum Mitgliede ernannt wurde.

Sie starb zu Paris 1754 in einem Alter von 64 Jahren.

Grange, Joseph de Chancel de la, geb. 1676 zu Perigueux, der Hauptstadt der Provinz Perigord, wurde durch verschiedene Trauerspiele, z. B. Orestes und Pylades, Meleager, Athenais, Amasis, Ino, und Melicerte, Erigone, und durch andere Arbeiten für das italienische Theater und die Opera, unter die Freunde des Geschmackes, aber keineswegs unter die großen Beförderer desselben gezählt; wie er dann manches, was er schrieb, und womit er sich nachtheilige Urtheile und Verdrießlichkeiten zuzog, besser unterlassen haben würde; er starb den 27. Dec. 1758.

Crebillon, Prosper Joliot von, geb. 1674 zu Dijon, einer der berühmtesten französischen tragischen Dichter, dessen Trauerspiel Idomenes, Pirrhus, Atreus, Elektra, Xerxes Semiramis, und zumal der Rhadamist, sehr gepriesen, seine Art zu dichten aber, überhaupt in die Klasse einer zwar hohen, aber zur düstern, niederdrückenden Traurigkeit gestimmten Dichtungsart gesetzt wurde; er ward 1731 in die französische Akademie aufgenommen, dichtete noch in einem sehr hohen Alter, starb den 17. Juni 1762, und hinterließ einen Sohn, Verfasser witziger Feenmährchen.

Marivaux, Peter Karl, geb. 1688 zu Paris, erwarb sich durch seine Schriften einen Ruf, und ein Recht, unter den Schriftstellern, welche zu seiner Zeit ein Aufsehen machten, genannt zu werden. Er schrieb zuerst „les folies romanesques ou le Don Quichotte moderne,“ versuchte dann zwei andere Romane, „la vie de Marianne“ und „le Paysan parvenu,“ unternahm unter dem Titel „spectateur francois“ ein philosophisches Werk, und lieferte (was an sich freilich nicht den richtigsten Geschmack anzeigt) eine Travestirung Homers, schrieb ferner verschiedene Theaterstücke, worin er sonderbare, mit einem mühsamen Witz erzwungene Verwickelungen zur Schau brachte, und endigte seine Laufbahn zu Paris 1763.

Prevot d'Exiles (Anton Franz), geboren 1697 in der Grafschaft Artois, ein hochberühmter französischer Abbé, der, nachdem er in seiner Jugend alles, was ein flüchtiger, unsteter und unbesonnener Geist bei vortrefflichen Anlagen unternehmen kann, erfahren, der, nachdem er zuerst den Jesuitenorden, dann den Soldatenstand, den Benediktinerorden angetreten, und wieder verlassen, nachdem er England und Holland unter der Leitung seiner ungezügelten Phantasie romanenhaft durchgezogen, endlich der Nichtigkeit seines Herum=

treibens müde, in seinem Vaterlande wieder seine Ruhe gesucht, und diese in seiner Verbindung mit dem Cluniacenserorden wieder gefunden, sich selbst endlich betrachten und kennen gelernt, und dann seine Erfahrungen in verschiedenen Schriften erzählt und geschildert hat. Seine **Memoires d'un Homme de qualité, le Cléveland, le Doyen de Killerine, l'Histoire du Chevalier de Grieux et de Manon Lescaut** u. a. wurden mit einem ausgezeichneten Beifalle aufgenommen; er verstand es, die Leidenschaften mit fürchterlicher Wahrheit darzustellen, und zumal graben sich seine Schilderungen (voll einer düstern Melancholie, gräßlicher Uebel und Leiden) in das Innerste des Herzens, wider deren erweichelnden Geist man die Jugend warnen zu müssen glaubte, und zugleich die Bemerkung machte, daß er in seinen Romanen zwar die Moral sehr oft predigte, aber daß das, was handelte, das Laster wäre. Als im Jahre 1744 der Kanzler Daguesseau von Frankreich eine allgemeine Geschichte der Reisen in Vorschlag brachte, wählte er dazu den **Abbé** Prevot, welcher die acht ersten Bände aus dem Englischen frei übersetzt, die folgenden Bände aber selbst verfaßt, und mit denselben einen ungemeinen Ruhm sich erworben hat. Man hat auch noch von diesem Abbé verschiedene andere historische

und literarische Werke, ferner ein Journal „le Pour et Contre," welches Journal er in England geschrieben, und sich mit demselben einen großen Ruf, aber auch große Neider und Verfolger zugezogen hat. Prevot starb zu Saint-Firmin bei Chantilly im Jahre 1763.

Caylus (Anne-Claude-Philipp), Graf von, wurde 1692 zu Paris mit einem Kunstsinn geboren, der ihn in seinem Fache zum einzigen Manne seines und vieler Jahrhunderte machte. Kaum sah er (nach dem durch den Rastadter-Frieden 1713 geendigten spanischen Erbfolgekrieg, worin er mit Ehren diente) die Reste der alten Kunst in Italien, als sich sein Rest mit einem Male für die geistigen Schönheiten derselben entflammt fühlte, und ihn nach entfernten Regionen, wo noch Ueberbleibsel alter Kleinodien zu finden sind, führte; er durchreiste die Küsten von Sicilien, kam nach Maltha, und 1715 nach der Levante, wo er von Smyrna aus die Ruinen von Ephesus, und bald darauf die Enge der Dardanellen besuchte, um die von dem Homer verewigten Gegenden, die Ruinen von Ilion, und die Flüsse Xantus und Simois betrachten zu können; doch von sämmtlichen diesen und andern Herrlichkeiten fand er sogar die Spuren verschwunden; aber ungeachtet er nicht den tausenden Theil dessen noch

antraf, nach was er sich gesehnt, und was er finden zu können gehofft haben mochte, so sah er doch genug, um für die Kunst eine eben so entschiedene als gründliche Neigung beizubehalten, und nach seiner Zurückkunft aus den klassischen Ländern ganz für die Kunst zu leben. Als Ehrenmitglied der königl. Malerei und Bildhauerkunst schrieb er die Lebensgeschichte der Künstler, welche sich in jener Akademie hervorgethan haben, und bald darauf sammelte er in drei verschiedenen Werken aus dem Homer, Virgil und andern, neue Gegenstände für den Pinsel, und er stiftete sogar einen jährlichen Preis für den jungen Zeichner, der die beste Zeichnung oder Modellirung eines Kopfes nach der Natur, und die charakteristischen Züge einer angegebenen Leidenschaft am besten ausdrücken würde. Einen andern Preis stiftete er, nachdem er im J. 1742 auch von der Akademie der Inschriften und der schönen Wissenschaften Mitglied geworden war, für die beste Aufklärung der Gewohnheiten alter Völker durch alte Schriftsteller und Denkmäler, und es ist unbeschreiblich, was dieser Mann für die Kunst gethan, was er gesammelt, berichtigt, entdeckt, erfunden (die Wiederherstellung der Glasmalerei der Alten ist nebst vielem andern seine Erfindung), und mit welchen Unterstützungen er die Kün-

sie verherrlichet, und die Künstler unterstützt hat. Er starb zu Paris den 5. Sept. 1765. Der beständige Sekretär der Akademie, Herr le Beau, hielt ihm 1766 eine sehr schöne (in Quart gedruckte) Denkrede, und Hr. J. G. Meisel gab 1769 (zu Altenburg in der Richterschen Buchh.) eine recht gute Uebersetzung seiner Abhandlungen zur Geschichte und zur Kunst heraus.

Carpentier, Peter, ein französischer Priester, geb. 1667 zu Charleville, arbeitete an der vermehrten Ausgabe des Glossarii mediae et infimae latinitatis des dû Cange, schrieb selbst in vier Foliobänden Glossarium novum 1766, als Supplement zum dû Cange (aus welchen beiden Werken Adelung zu Halle in sechs Octavbänden von 1772 bis 1783 einen Auszug herausgab); starb zu Paris 1767 im Collegio von Burgund als Prior von Donchery.

Boscowich, Roger Joseph, geb. 1711 in Ragusa, ein großer Philosoph und Astronom, trat in Rom den Jesuitenorden an, lehrte die mathematischen Wissenschaften in Pavia, wurde in Frankreich naturalisirt, und erhielt die Stelle eines Direkteurs d'Optique au Service de la Marine; starb 1787.

Desbillons, Franz Jos. Terasse, geb. 1711 zu Chateau, einer kleinen Stadt in Oberberry am Flusse Cher, mit einem ihm gleichsam angebornen Hange zur klassischen Literatur der Alten, welcher er sich durch sein ganzes Leben widmete; wozu er in dem Jesuiterorden, in welchen er frühzeitig aufgenommen ward, alle nur erdenkliche Unterstützung und Aufmunterung fand. Er stand, nach der Art der Männer, welche eines eigenen Charakters sind, fest wider den armseligen Unfug seines Zeitgeistes, der den Gebrauch der klassischen Sprachen vernachläßigte, und da er einen entschiedenen Geschmack für das Fach der Fabel fand, wählte er dazu allein die lateinische Sprache. Die schönste Ausgabe seiner Fabeln erschien 1768 in zwei Bänden mit Kupfern und Anmerkungen zu Mannheim, in welcher Stadt der klassische Mann nach der Verbannung der Jesuiten aus Frankreich, seine Zuflucht gesucht, und durch die zuvorkommende Großmuth des Kurfürsten Karl Theodor im vollen Maße gefunden hat. Außer den Fabeln beförderte Desbillons noch viele andere nützliche Schriften zum Druck; wie er dann 1780 auch das berühmte Büchlein von der Nachfolge Jesu Christi*), mit einer lehr-

*) Jüngst schrieb Jemand: „Das Buch de imitatione Christi, gehöre in die alte Rumpelkam-

reichen Vorrede drucken ließ. Ganz Europa kennt und verehrt den Mann von ächtem Witz und Geschmack, den vortrefflichen Menschen, den frommen Christen. Debillons starb zu Mannheim den 18. März 1789.

Cazotte, ein sehr berühmter Schriftsteller neuerer Zeiten, von dem in der romantisch-prosaischen Erzählung geschmackvolle Aufsätze geschrieben worden, und von dessen besten Schriften unter dem Titel: „Moralisch-komische Erzählungen, Mährchen und Abentheuer

---

mer, und passe nicht mehr für unsere Zeiten." Man erweiset zwar solchen einfältigen Schreibereien zu viele Ehre, wenn man sie bemerket; aber die Schmählichkeit und die Noth der Zeit ist groß, und man kann nicht umhin, zu rufen, daß nicht Jedermann mit dem Strome der Zeiten schwimme. Das Buch von der Nachfolge Christi wurde (während daß die verschiedenartigsten Zeitgeistereien plauderten, und gemäß ihres nichtigen Wesens verschwanden) öfter als **1900** Male gedruckt, und wird noch diese Stunde in verschiedenen Ländern fortgedruckt, zum Beweis, daß die stille hohe Ruhe, daß der Geist einer ganz wunderbaren Besänftigung und Beruhigung, einer sichern Würdigung dieses flüchtigen Lebens, welcher sonderbare Geist in jenem Buche wehet, ein Bedürfniß sey, nach welchem jedes unverderbte Herz sich sehnt.

Bayerische Staatsbibliothek München

(von G. Schaz) Leipzig 1789, vier Bändchen in einer recht guten Uebersetzung erschienen sind. Cazotte wurde zu Paris 1792 im 80. Jahre seines Alters zu Guillotine geführt.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Historische Anekdoten 180
Französische Schriftsteller 223

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Westenrieder, Lorenz <<von>>,

Lorenz v. Westenrieder's sämmtliche Werke

Bd.: 28

Kempten (1835)

Opp. 578-28
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10604797-4